

Dresdner Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis mit der tägl. Unterhaltungsbeilage Leben, Wissen, Kunst und Frauenwelt und Jugend einschließlich Bringerlohn monatlich 80 Pf. und die Post bezogen vierteljährlich 2.75, unter Kreuzband für Deutschland und Österreich-Ungarn 3.—. Erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Redaktion: Wettinerplatz 10. Tel. 26261. Sprechstunde nur wochentags von 12 bis 1 Uhr. Expedition: Wettinerplatz 10. Tel. 26261. Geschäftszeit von 8 Uhr morgens bis 7 Uhr abends.

Inserate werden die Gespaltene Petitzeile mit 50 Pf. berechnet, bei dreimaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 25 Pf. Inserate müssen bis spätestens 1/10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen. — Telegramm-Adresse: Dresdner Volkszeitung.

Nr. 12.

Dresden, Montag den 17. Januar 1916.

27. Jahrg.

Auf dem Wege nach Nordalbanien. — Bergen in Flammen. Ein österreichischer Erfolg bei Görz.

Der Vormarsch zum Skutarisee.

Von Gattinje und von der dalmatischen Küste aus nähern sich die Oesterreicher dem Skutarisee. Der österreichische Bericht vom Sonnabend meldet über den Vormarsch: Den geschlagenen Feind verfolgend, haben gestern unsere Streitkräfte mit ihrem Südlügel Spizza besetzt. In Gattinje wurden 154 Geschütze verschiedenen Kalibers, 10 000 Gewehre, 10 Maschinengewehre und viel Munition und Kriegsmaterial erbeutet. Die Zahl der bei den Kämpfen um das Lobren-Gebiet erbeuteten Geschütze erhöhte sich auf 45. Die Zahl der gestern eingebrachten Gefangenen beträgt 300. Südlich von Berane, wo der Gegner noch zähen Widerstand leistet, erfüllten unsere Bataillone die Schanzen auf der Höhe Gradina.

Die römischen Blätter diskutieren hiesig die Frage, wie man Montenegro helfen und Albanien sichern könne. In einem neuen Leitartikel zur Montenegro-Angelegenheit schreibt Corriere della Sera, die französische und die englische Presse, denen wahrscheinlich bald die russische folgen werde, hätten gegen Italien einen Feldzug unternommen, der nicht zufälliger Natur sei. Er folge auf eine Reihe verfehlter und offener Wortwürfe gegen Italien und sei nicht geeignet, dem Ansehen Italiens bei Verbündeten und Gegnern zu dienen. Sogar die italienische öffentliche Meinung werde dadurch niedergedrückt, und zwar gerade jener Teil, der den Krieg an der Seite der Alliierten ohne Einschränkung wünschte. Die Regierung, die in ihrem Gewissen vollständig ruhig und überzeugt sei, ihre Pflicht getan zu haben, müsse mit allen Mitteln dagegen arbeiten, daß im Auslande verkehrliche Legenden über ihre Haltung entstünden. Im zweiten Teile des Artikels versucht der Corriere della Sera die eigene Verantwortung die Haltung der italienischen Regierung zu verteidigen. Das Blatt wiederholt, daß Italien auf seiner Front einen harten Kampf bestehen müsse. Niemand würde ihm beistehen, wenn heute Oesterreicher, Ungarn und Deutsche eine große Offensive ergreifen.

So wird auch der Verweissungskampf Montenegros vor dem Viererband lediglich zur Quelle neuer Vermutungen und Spekulationen. Wie es heißt, soll Italien aber nunmehr antwortlos sein, stärkere Kräfte nach Albanien zu werfen.

Die Serben auf Korfu.

In London, 16. Januar. Ein Exchange-Telegramm meldet vom Ausbruch der hier anlangenden serbischen Truppen werden vorläufig in Gebäuden oder Baracken untergebracht. Der britische Anmarsch wird erwartet. Aller Voraussicht nach wird er im Adriatischen wohnen.

Die Lage um Saloniki.

In Lugans, 17. Januar. Der Spezialberichterstatter des Corriere della Sera in Saloniki meldet in einem längeren Telegramm: Die Beobachtungsposten der Viererbandstruppen stellen die große Unerwartung des Feindes fest. Aber auf die immer wiederholte Frage, wenn es zu einer Entscheidungsschlacht komme, was es nur immer wieder eine Antwort: Die Wahl des Augenblickes liegt auch diesmal nicht in der Hand der Verbündeten. Es sei dem Viererbandbesitzer unendlich, die Offensive zu ergreifen. Es ist darauf angewiesen, dem Vormarsch des Feindes abzuwarten.

Einwuchs Oesterreich-Ungarns gegen die Besetzung von Korfu.

Wien, 16. Januar. Das Ministerium des Äußern hat die hiesige amerikanische Botschaft eine Verbalnote gerichtet, die folgendermaßen lautet:

Wie sich aus Mitteilungen ergibt, die der österreichisch-ungarischen Regierung zugekommen sind, ist die Insel Korfu von einem zur englisch-französischen Armee im Orient gehörenden Truppenabteilung besetzt worden. Dieses Vorgehen bildet nicht nur einen neuen schweren Anstoß auf die Souveränität und Neutralität Griechenlands, sondern auch eine flagranter Verletzung der am 14. November 1903 und am 29. März 1904 in London abgeschlossenen Verträge, wonach die Insel Korfu die Vorstelle einer immer währenden Neutralität genießt. Die österreichisch-ungarische Regierung erhebt den entsprechenden Protest gegen diese Handlungswelt, durch die Frankreich und Großbritannien wieder einmal die Mithraschuld an den Tag legen, die sie für die aus den allgemeinen Grundsätzen des Völkerrechts sich ergebenden Verbindlichkeiten gegen das Österreichisch-ungarische Ministerium des Äußern bezieht sich, die amerikanische Botschaft zu bitten, Vorstehendes zur Kenntnis der Regierungen Frankreichs und Großbritanniens bringen lassen zu wollen. Gleichzeit hat das österreichisch-ungarische Ministerium des Äußern die Besetzung Korfus zum Gegenstand eines Protestes bei den verbündeten und neutralen Staaten gemacht.

London, 16. Januar. Die Times melden aus Athen, daß der österreichische Konsul auf Korfu verhaftet worden ist.

(W. L. B.) Amtlich. Großes Hauptquartier, den 17. Januar 1916.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Keine wesentlichen Ereignisse.

In der Stadt Lens wurden durch das feindliche Artilleriefeuer 16 Bewohner getötet und verwundet.

Von den türkischen Kampffronten.

Konstantinopel, 17. Januar. Das Hauptquartier teilt mit: An der Front hält der aussehende Artilleriekampf bei Kut el Amara an. An der Kaukasusfront setzte der Feind gestern seine Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich und südlich des Arras-Flusses fort. Er erlitt ganz bedeutende Verluste während des heftigen Kampfes zwischen dem Arras-Fluss und dem Tafe I. In diesem Abschnitt muhten unsere Truppen, die seit einer Woche die beträchtlichen Kräfte des feindlichen Flügels in der Nähe des Tales

Westlicher Kriegsschauplatz

Schneestürme behinderten auf dem größten Teile der Front die Geschwindigkeit. Es fanden nur an einzelnen Stellen Patrouillenkämpfe statt.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Nichts Neues. Oberste Heeresleitung.

Französischer Bericht.

Paris, 17. Januar. Amtlicher Kriegsbericht von gestern nachmittag: Die Front ist ruhig verlaufen. Neues ist nicht zu melden.

Der Brand von Bergen.

Von einem gewaltigen Brande ist die Hafenstadt Bergen in Norwegen betroffen worden. An tausend Häuser sollen dabei vernichtet sein. Im einzelnen liegen folgende Meldungen vor:

Christiania, 16. Januar. Ein großer Brand hat in Bergen gewütet. Eine Anzahl von Häuservierteln ist bereits niedergebrannt, darunter das Telephonzentralamt, das Gebäude von Bergens Idende, vier Hotels und drei Schulen. Das Postamt ist gerettet. Von Stavanger geht eine Hilfspedition ab. Zwanzig Häuserviertel sind niedergebrannt. Viele Tausende sind obdachlos.

Der Brand von Bergen entzündete gestern abend und wütete bis gegen Morgen. Das Feuer verbreitete sich schnell infolge des starken Nordwindes und richtete hauptsächlich im Geschäftsviertel Schaden an, der vorläufig auf 50 Millionen Kronen geschätzt wird. Die Telegraphen- und Staatsfernsprecher-Verbindungen sind unterbrochen. Der Brand ist der größte, der jemals Norwegen heimgesucht.

Wegen der Unterbrechung der telegraphischen und telephonischen Verbindungen fehlen Einzelheiten über den Brand. Das Dampfschiff Eidsvoll ist von Christiania und mit Kleibern und Nahrungsmitteln nach Bergen abgegangen. Die Regierung hat Pioneer zur Errichtung von Notbaracken zur Verfügung gestellt. Die dem Eintritte schließlichen Vorräte an Zucker und Mehl in Bergen sollen an die Verunglückten verteilt werden. Der König und der Kriegsminister sind abends nach Bergen abgereist.

Einem Telegramm der Wölfschen Zeitung aus Christiania entnehmen wir über die Katastrophe folgendes:

Bergens Innenstadt hat aufgehört zu existieren. Bergen ist ein Haub der Flammen geworden. Ein Katastrophenschild von nie gekannter Schwere für Norwegen hat Werte von Hunderten von Millionen Kronen vernichtet. Bergen ist von der Stadtmauer bis zum Kai niedergebrannt, unter orkanartigem Sturm. Fast alle großen Hotels liegen in Asche. Das ganze Geschäftsviertel, das Herz der alten Hansestadt, ist vernichtet. Tausende von Menschen sind obdachlos, und Baumreste sind für immer dahin, die Bergens und Norwegens Stolz gewesen. Keine Menschenarbeit vermochte die Elemente zu bändigen. Im rasenden Orkan sprang das Feuer über treue Anlagen und offene Plätze.

Das Feuer entzündete in der Strandstraße und griff rasend um sich. Die alten hölzernen Gespelcher (wie im alten Hamburg) boten hier im Stadtteil Waagen beste Nahrung. Aufgestapelte Waren aus aller Herren Länder waren nie unter einem Blitzschlag in Glutgeschmelze verandelt. Im Laufe zweier Stunden war die ganze Häuserreihe am Karthaus mit dem hüfpergrünen Halberghmonument ein einziges Flammenmeer.

Kurz vor Mitternacht schienen das Kunstindustrimuseum und die große Silbergalerie in dichtem Rauch verschwunden.

Als gestern abend von Bergens-Haus-Feuerung die ersten Rauchschiffe abgegeben wurden, rüdte die gesamte unter der Kriegszeit verstärkte Garnison an. Uebermenschliches wurde herbeibringend geleistet. Wunderbar klingt es daher, daß nur

zwei Menschenleben eingebüßt

wurden, wenn auch eine größere Anzahl, meist ungenügend, verwundet wurde. Eine Abteilung der Feuerwehrgesellschaft Christiania ging nachts mit Gtragung nach Bergen ab. Wie oben gemeldet wird, ist das Hotel Norge gerettet. Das Schicksal von Bergens Theater ist noch unsicher. Da fast alle Kolonialgroßhandlungen vernichtet worden sind, ist Bergen augenblicklich ohne Kolonialwaren. Hamners großes Geschäft sowie Handels

wellbekanntes Pelzhaus am Markt, fast alle Buchhandlungen sind vernichtet. Die deutschen Brücken scheinen unangefastet von den Flammen geblieben zu sein.

Stavanger hat bereits an für 4000 Obdachlose sorgen zu müssen. Man kann sicher sein, daß ganz Norwegen, an der Spitze Christiania, die größte Opferwilligkeit zeigen wird, wo es gilt, Norwegens ältester Hansestadt, der zweitgrößten Stadt des Königreichs, beizuhelfen.

Im ganzen Lande ist bereits die Hilfsstätigkeit im größten Maßstabe eingeleitet worden. Viele Waggons mit Kleibern usw. gehen mit dem Gtragung mit, den ich bewirte. In einem Gespräch mit bedeutenden Handelstretenden wurde geäußert, daß Bergens Brand das Geschäftslieben ganz Norwegens lähmen werde, da Bergen in weit höherer Nähe als Christiania Einfuhrhafen für Norwegens Versorgung sei. Man muß auf eine noch unheimlichere Teuerung gefaßt sein. Auf Christianias Bevölkerung macht das furchtbare Ereignis einen niederschmetternden Eindruck. Der europäische Krieg ist hier vollkommen vergessen. Auf dem Bahnhof herrscht ein Leben wie in den ersten Kriegstagen. Alles ist schwarz von aufgeregten Menschen. Die Christiania-Abteilung des norwegischen Roten Kreuzes hat bereits Hilfe abgefordert.

In einem Gespräch mit dem Stortingpräsidenten Nowinkel, einem der größten Bergener Handelsherren, sagte dieser: Bergens Brand ist das furchtbarste, was ich erlebt habe. Man möchte unter diesem Unglück zusammenbrechen. Man steht hilflos, ratlos da, das Ganze ist einfach unfassbar. Es ist

das größte Unglück, das Norwegen getroffen hat.

Die Stadtteile, die in Ruinen liegen, sind Bergens Witz. Millionen und Abermillionen Kronen Werte waren hier gelagert. Ganz Norwegen sollte hierdurch leben. Der größte Wert dieses Stadtteils lag in den gerade jetzt so enorm großen Warenlagern und Geschäften. Ueberdies sollte gerade in nächster Zeit dieser handverlesen bestaute Stadtteil reguliert werden. Diese Regulierung hat der Brand jetzt erschwert, aber

mit welchen ungeheuren Verlusten!"

Die Bedeutung der Stadt.

Die malerisch am Fuße der „sieben Berge“ gelegene Stadt Bergen ist mit ihren fast 100 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Norwegens. Sie ist Hauptstapelplatz des europäischen Fischhandels und der bedeutendste Hafen der Westküste. Die Stadt gruppiert sich um das große Hafengebiet Waagen. In der Strandgasse, der Hauptstraße, befinden sich die bedeutendsten Geschäftshäuser und Dampfschiffskantore. Deutlich mündet die Strandgasse auf die aneinanderstoßenden Plätze Forster und Kors-Almenning mit der Pörsje und mehreren großen Banken. Den nördlichen Abschluß des Fors bildet die städtische Fleischhalle. Nordwestlich erstreckt sich die deutsche Brücke (Zuglebruggen) am Hafen hin, der Landungsplatz der Nordlandsdampfschiffe, der bis in die neueste Zeit sein geschichtliches Gepräge bewahrt hat. Die Stadtteile in der Umgebung des Waagen wiesen noch vielfach weißgetrichene Holzhäuser auf. Die Hauptstraßen werden von vielen engen Fußgänger- und mehreren großen Straßen durchschnitten. Wie fast alle nordischen Städte ist auch Bergen wiederholt durch Feuerbrünste gerührt worden.

Bergen wurde um das Jahr 1076 begründet und gelangte schnell zu hoher Blüte. Ihren eigentlichen Aufschwung verdankt die Stadt dem 1446 hier von Deutschen Kaufleuten errichteten hanseatischen Komtor. 1559 war die Stadt der Gefahr zu Enke, doch bestand das Komtor noch über 200 Jahre. In allen Zeiten war der Fischhandel die Grundlage des Wohlstandes von Bergen.

Gefinnungsgenossen! Werbt für eure Volks-Zeitung!

Reichstag.

Samstag, den 15. Januar, vormittags 10 Uhr.

Vom Bundesratspräsidenten: Dr. Delbrück.

Auf der Tagesordnung steht zunächst die zweite Beratung der gesetzlichen Vorschriften über die

Altersrenten.

Die Kommission hat einstimmig beschlossen, die Regierung zu ersuchen, unterbreitend einen Gesetzentwurf vorzulegen, wodurch die Altersgrenze vom 70. auf das 65. Lebensjahr herabgesetzt wird.

Staatssekretär Dr. Delbrück: Bereits bei Besprechung der Altersversicherungsgesetzgebung habe ich die Auffassung vertreten, daß es sich hier um keine grundsätzliche, sondern um eine reine Zweckmäßigkeitfrage handelt und daß es auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung wichtigere Ziele zu erreichen gibt. Man muß doch berücksichtigen, daß es neben der Altersrente die Invalidenrente gibt, die gewährt wird, wenn der Betroffene tatsächlich Invalide geworden ist. Das gilt auch heute noch. Ich hatte den Verbündeten Regierungen zunächst empfohlen, eine Herabsetzung der Altersgrenze im Augenblick nicht einzutreten zu lassen, weil ich mit dem Staatssekretär der Meinung war, daß es jetzt mitten im Kriege schwer sein werde, die Grundfrage zu finden, auf denen man die Herabsetzung aufbauen könnte. Es ist ja auch ungewiss, wie weit die Erweiterung unserer sozialpolitischen Leistungen eintreten zu lassen, wo wir noch nicht übersehen können, was nach dem Friedensschluß auf diesem Gebiete an anderen, vielleicht wichtigeren Aufgaben an uns herantritt wird. Nachdem aber die Kommission sich für die Herabsetzung ausgesprochen hat, habe ich mich alsbald im Einvernehmen mit dem Reichsfinanzminister an die Bearbeitung der Sache gemacht und werde mit größter Eile die Vorarbeiten den Verbündeten Regierungen Gelegenheit geben, erneut zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Ueber das Ergebnis wird dem Reichstag bei seiner nächsten Sitzung ein Bericht zugehen.

Abg. Rosenkranz (Soz.):

Da alle Parteien des Hauses einig sind, ist es überflüssig, auch auf die Sache einzugehen. Aber einige Gesichtspunkte möchte ich doch anführen, die, wie ich glaube, von den Verbündeten Regierungen in Betracht gezogen werden müssen. Beim Privatversicherungsrecht ist bekanntlich beschlossen, daß die Altersgrenzen mit dem 65. Lebensjahr in den Genuss der Rente kommen. Die Altersversicherungsgesetzgebung und das Invalidenversicherungsgesetz sollen sich aber ergänzen. Alle Einkünfte mit einem Einkommen von weniger als 2000 M. sind durch Grund der Altersversicherungsgesetzgebung wie auf Grund der Invalidenversicherungsgesetzgebung geschützt. Also für die Invalidenrenten, die weniger als 2000 M. haben, tritt in diesem Fall eine Lücke ein, wenn in dem Gesetz das 65. in dem anderen Gesetz das 70. Lebensjahr als Grenze für den Bezug der Rente fest. Ferner hat die jetzige Altersgrenze für die Arbeiter das Bedenken, daß der alte Arbeiter sehr schwer noch Arbeit findet. Selbst wenn er noch eine gewisse Leistungsfähigkeit besitzt, wird er doch meist nicht mehr zur Arbeit zugelassen. So kann er kommen, daß er auch den Anspruch auf Invalidenrente verliert. Deshalb ist es dringend notwendig, daß ihm auf jeden Fall beim Eintritt des 65. Lebensjahres eine gewisse Rente gegeben wird. Die Leute über 65 Jahre sind in vielen Fällen noch nicht invalide, stehen aber an der Grenze der Invalidität. Die Mittel für die Herabsetzung der Altersgrenze müssen zu beschaffen sein. Im Jahre 1890 hat man angenommen, daß man mit den damaligen Mitteln nicht auskommen würde, daß eine wesentliche Erhöhung notwendig sein würde. Aber die Beiträge sind nicht erhöht. Die Invaliditätsrente ist herabgesetzt, das Heilverfahren ist eingeführt und trotzdem sind noch große Überschüsse erzielt worden. Das Vermögen der Landesversicherungsanstalten ist auf über 2 Milliarden gewachsen. Man kann mit Sicherheit damit rechnen, daß die Annahmehinnehmungen ausreichen werden, um das zu decken, was die Herabsetzung der Altersgrenze an Mitteln erfordert wird. Gehört wird auch der Krieg eine erhebliche Belastung der Versicherungsanstalten zur Folge haben. Aber um diese aufzubringen, muß das ganze Reich mit seiner ganzen Kraft eintreten, darunter vor die Herabsetzung der Altersgrenze für die Gewährung der Altersrente nicht eiden. Schließlich möchte ich die Regierung ersuchen, die alte Bestimmung in die Altersversicherungsgesetzgebung aufzunehmen, daß die Rentenansprüche, die aus der Invalidenrente abgeleitet werden, vom Reiche getragen werden. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Die Abg. Becker-Asenbergl (L.), Wassermann (natl.), Wein- warden (Soz.), Dr. Czerwik (L.) und Rummel (Soz.) erklären ihre Zustimmung zur Herabsetzung der Altersrente.

Die Resolution wird einstimmig angenommen. Die dritte Beratung der gesetzlichen Vorschriften über die Altersrente wird auf Antrag Wassermann (natl.), dem sich Abg. Scheidemann (Soz.) anschließt, vertagt, damit, falls die Regierung einen Gesetzentwurf nicht einbringt, ein solcher bei der dritten Beratung vom Reiche ausgearbeitet werden kann.

Es folgt die Beratung über

Verfolgungsfragen.

Dierzer beantragt die Abg. Albrecht und Genossen (Soz.) die Meinung der im Reichstag sitzenden Mannschaften ab 1. Dezember 1915 auf 50 Pf. für die im Ausland befindlichen auf 50 Pf. zu erhöhen, sowie die bisher bezahlten den Mannschaften von weiteren 50 Pf. zu erhöhen. Zu der Resolution der Kommission, die eine weitere Reform der Verfolgungsordnung wünscht, beantragt die Abg. Albrecht und Genossen (Soz.) den Zusatz, daß die Gehälter der Offiziere einer Revision unterzogen werden, und die Gehälter der Mannschaften, denen eine erhebliche Wehrleistung und gegenseitigkeit. Weiter beantragt die Abg. Albrecht und Genossen, daß die Resolution, die die Erhöhung des Wehrleistungs- geldes für alle Mannschaften und Unteroffiziere auf 120 M. pro Tag erhöhen will, dem Reichstag nicht als Material, wie die Kommission wünscht, sondern zur Berücksichtigung überwiesen wird.

Abg. Stübben (Soz.):

Im August hat der Reichstag verlangt, daß eine sofortige allgemeine Revision der Verfolgungsordnung vorgelegt wird. Nur die äußerste Nothwehr war dagegen, wenn sie die Verfolgungs- ordnung (A.V.O.) für einen Auszug der kaiserlichen Kommando- gesetze hätte. Einen solchen Gesetzentwurf dem Reichstag vorzulegen, war ohne umfangreiche Arbeit möglich, es genügt, die jetzige A.V.O. heranzuziehen, wir würden dann schon dafür sorgen, daß etwas Ver- mindertes herauskommt, wobei auch auf die Finanzkraft des Reiches Rücksicht genommen wird. Bei der Reichsgründung konnten nicht sofort alle Materialien gleichzeitig geregelt werden, und deshalb sind die dringlichsten Bestimmungen zunächst bis zur ge- rechtlichen Regelung übernommen worden. Darum kann aber nicht behauptet werden, daß die A.V.O. einer gesetzlichen Regelung nicht bedürftig. Gewiß will die Militärverwaltung im Kriege im großen Umfang freie Hand haben, der Reichstag kann nicht vor Aufstellung irgendeiner Reformationsbestimmung stehen. Darum werden die Kriegskredite als Kaufschale benötigt. Aber Ausgaben, die von vornherein festzulegen werden können, an denen der Kriegszustand nichts ändert, kann und muß der Reichstag festlegen. Zur ge- rechtlichen Regelung der A.V.O. war Anlaß, als die Friedensbestellung gesetzlich geregelt wurde. Die Kommandoorgane des Kaisers er- streckt sich auf das ganze deutsche Meer, die A.V.O. aber konnte er- erst durch den Reichstag nur für das preussische Kontingent fest- gelegt; daraus folgt schon, daß die A.V.O. mit der kaiserlichen

Kommandoorgane nichts zu tun hat. Ueber die Vererbung der

benötigten Kriegskredite muß dem Reichstag Rechnung gelegt werden. Der Reichstag muß daher auch die Möglichkeit haben, auf Sparsamkeit zu dringen und das ist bei der A.V.O. möglich. Für den Standpunkt der Regierung, daß die A.V.O. Auszug der Kommandoorgane ist, findet sich in der ganzen Literatur nicht eine einzige zutreffende Stelle, im Januarheft der Deutschen Juristenzeitung ist von dem Reichspräsidenten Stug betont, daß die A.V.O. weder dem Parlament vorgelegt, noch überhaupt publiziert worden ist. Schon daraus ergibt sich ihre Un- gesetzlichkeit. Auch der Einwand des Herrn Wasser- mann, man könne die Frage im Kriege nicht regeln, trifft nicht zu. Wie notwendig die Regelung ist, zeigt schon die Verwirrung über die Frage, was mobil und was immobil ist. Ist es doch vorgekommen, daß ein großer Truppenträger nachträglich mit rückwärtiger Kraft für mehrere Monate für mobil erklärt worden ist. Bei der Re- vision, die die Regierung vorgenommen hat, hat sie die Besätze der Offiziere und hohen Beamten nicht gefürst, sondern sie hat unten angefangen. Das war natürlich unser Wunsch nicht. Von den Beamten belegen viele schon über 15 Monate lang doppelte Besätze. Der Krieg soll aber nicht dazu dienen, daß einzelne Offiziere in der Lage sind, sich höhere Einkünfte zu verschaffen, er darf nicht eine Art Geldvermehrung sein. Wir bemühen uns, jene Industrieritter zu fassen, die sich dabei aus dem Kriege ein Vermögen schaffen, um so unentbehrlicher wäre es, diesen Zustand des doppelten Gehaltsbezuges zu beseitigen. Waffenhändler haben sich Beamte zu Beginn des Krieges zur Verfügung gestellt, ich nehme an, aus Begeisterung. Als aber gleich darauf der Landsturm aufbelebte wurde, hätten diese Leute auch als land- sturmspflichtig behandelt und soweit nötig, zur Wahrnehmung der Beamtenrollen kommandiert werden müssen. Das wäre für sie zwar ein finanzieller Nachteil gewesen, sie wären aber immer noch besser dran, als die Leute, die draußen in den Schützengräben Angst und Sorgen zittern. (Sehr richtig!) Die Kriegsgeld- rüde bezieht 250 bis 600 M. monatlich. Im Kriege, ohne Rück- sicht auf ihr Dienstalter, 800 M. Der Kellner hat also eine Zu- lage von 200 M., der Künigle eine solche von fast 600 M. Das übersteigt jedem Gefühl von Gerechtigkeit. Jetzt ist eine Re- vision dahin getroffen, daß die Jüngeren etwas gefürst sind, auf 500 M., der Älteste ist aber noch gesteigert von 850 auf 840 M. Ebenso liegt es bei anderen Beamtenkategorien. Für solche Bezie- rungen im gegenwärtigen Moment habe ich gar kein Verständnis. Bei der Reform hat man nicht einmal die Zulagen in der Heimat ge- rücksichtigt. Der Reichspräsident beim Reichsmilitärgericht, dessen Arbeit durch den Krieg in seiner Weise vermehrt ist, bekommt eine Zulage von monatlich 187,50 M., sogar der Bibliothekar, der für den Krieg gar keine Bedeutung hat, 82,50 M. Wie soll man der- artige Zulagen rechtfertigen. Während die Gehälter der Offiziere nicht rückwärts sind, sind eine ganze Anzahl schlecht bezahlter unter- er Beamter noch mehr verschlechtert worden. Besonders schlecht stehen auch die Offiziersgehälter, die von 150 auf 130 M. her- abgesetzt sind. Wenn sie Offiziere zu vertreten haben, verlangen sie von ihnen, daß sie denselben Aufwand treiben. Ueberhaupt handelt es sich hier um eine unglückliche Schöpfung. Die Herren haben den Wunsch, Feldwehleinamts genannt zu werden. Da- für einzutreten, ist nicht meine Aufgabe, aber zweifellos ist es unbillig, daß sie bald wie Offiziere, bald wie Mannschaften be- handelt werden.

Außer den Offizieren sind auch die Besätze der Feldposten nicht rückwärts worden. Diese beziehen monatlich 780 M. neben ihrem Zuteilkommen. Im Reichsboden hat sich ein Parier gegen diese Doppelbezahlung gebildet. Aber schon zwei Tage später antwortete ein anderer Parier, der diese Doppelbezüge mit einer ganzen Zahl von Gründen zu rechtfertigen suchte, u. a. auch damit, daß den Besätzen dadurch endlich die Möglichkeit gegeben ist, aus ihren Schulden herauszukommen. (Große Gelächter.) Er sagt, wie soll denn ein Parier, der Familie hat, bei 2000 M. außer freier Dienstwohnung ohne Schulden auskommen. Nun, dafür fehlt mir jedes Verständnis. Jedenfalls wäre es ein ganz neuer Grund, daß man im Krieg nicht, um seine Schulden zu bezahlen, die ganze Art ihrer Tätigkeit ist doch so, daß man den Entgelt dafür nicht mit ihr zu nahe zusammenrücken soll. Die A.V.O. mit ihren hohen Sätzen ist auf einen ganz kurzen Krieg zugeschnitten, an einen Krieg von solcher Dauer hat zweifellos kein Mensch gedacht. Man sagt, die Offiziere müssen einen doppelten Postenstand führen, und entschuldigt damit die hohen Be- züge. Nun, wer im Schützengraben liegt, führt seinen doppelten Postenstand, und wer in einer Kasse ist, wird das Unglück einer kleinen Einkünfteerwartung ertragen können. Während wir bei den Offizieren sparen wollen, beantragen wir, den Mannschaften eine Erhöhung um etwa 50 Proz. zu geben, was angesichts der außer- ordentlichen Preissteigerungen für alles, was die Soldaten sich kaufen müssen, Preissteigerungen von 100 und 200 Proz., gewiß eine sehr erhebliche Forderung ist. Gerade bei dieser Forderung für Soldaten sollte der Reichstag nicht sein finanzielles, sondern sein materielles Herz zur Geltung kommen lassen. (Sehr große Zustimmung links.) Auch die Erhöhung des Wehrleistungs- geldes wird der Regierung zur Berücksichtigung und nicht als Material überwiesen. Auch das Mannschaftenversicherungsgesetz muß eine wesentliche Verbesserung erfahren und auf alle Eingekogenen ausgedehnt werden, so daß auch diejenigen, die, ohne eine Dienst- besoldung zu haben, während des Dienstes invalide geworden sind, eine Versorgung erhalten. — Stimmen Sie unseren Anträgen zu, Sie werden damit Freunde und Verehrer in den Schützengräben erwerben. Lebt die Regierung sie ab, so sollte der Reichstag Mittel anwenden, um die Regierung zu zwingen. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Die Abg. Jäger (natl.): Die Kriegsbesoldungsordnung ist wirklich kein junges Gesetz (Heiterkeit), aber ihre Reform verlangt viel Zeit und muß daher auf den Frieden verschoben werden. (Zu- stimmung bei den Nationalliberalen.)

Stellvertretender Kriegsminister u. Wandel: Die vom Reichs- tag im August noch verlangte Revision der A.V.O. ist in Angriff genommen worden und wird weiter durchgeführt. Der finanzielle Effekt der getroffenen Änderungen, die auch in Vorschlag bei den Offizieren stehen, geht in die Tausende von Millionen. Auf die kritische Frage der Rechtsmäßigkeit der A.V.O. gehe ich nicht ein. Einfach schematisch die Mannschaftenslöhne um 50 Proz. zu er- höhen, geht nicht an, es würden manche, die heute schon genügend entlohnt sind, dabei mit erhöht werden. Auch wären die finan- zialen Belastungen sehr erheblich. Während des Krieges ist es ganz unmöglich, eine vollständige neue A.V.O. auszuarbeiten. Neben- falls werden wir die A.V.O. gründlich prüfen und mit Vor- schlägen der Redner verbessert sich Mittelungen über die ne- zessären Änderungen an den Reichstag herantragen. Die sozialdemokratischen Anträge bitte ich abzulehnen, sie sind nicht durchführbar. (Beifall.)

Reichsfinanzminister Dr. Helfferich: Es ist nicht richtig, daß wir bei der Reform der A.V.O. nur unten anschlagen haben zu sparen. Es muß auch betont werden, daß mit dem Wegzug von doppeltem Gehalt auszuräumen werden ist. Wir sind also keines- wegs so kalt und abnehmend, wie Herr Stübben gemeint hat. Mit dem Kasse draußen spielt die Geldbesoldung nur eine Nebenrolle, wichtiger ist für ihn, was er von der Kruppe erhält und daß für seine Familie zu Hause alles möglich geschieht. Ueber das, was bisher schon geschehen ist, noch hinaus will ich gern mit dem Kriegsminister erneut verhandeln. Auf diesem Wege werden wir mit weniger Geld viel mehr leisten können als mit einer Er- höhung der Mannschaftenslöhne für die ganze Armee. Solchen An- trägen zu widersprechen ist ja nicht leicht, aber ich werde mich von den Herrenen Pakteten meiner Finanzpolitik nicht abbringen lassen, damit wir auch finanziell durchhalten können. (Beifall.)

Abg. Neumann-Coster (Sp.): Man sollte von dem Grundsatze

aufgeben, daß im Kriege nicht mehr bezahlt wird als im Frieden; dann ist die Revision der A.V.O. sehr leicht. Den sozialdemokra- tischen Antrag auf Revision der Offiziersgehälter stimmen wir zu, dagegen können wir den Antrag auf Erhöhung der Mannschafts- löhne der Regierung nur als Material überwiesen, weil uns gegenwärtig noch die nötigen Unterlagen fehlen. (Zustimmung bei der Volkspartei.)

Abg. Spahn (L.) tritt für die Anträge der Kommission ein.

Abg. Werner-Hersfeld (Wirtsch. Bgg.) schließt sich der For- derung auf Revision der A.V.O. an.

Abg. Stübben (Soz.):

Gegenüber dem Herrn stellvertretenden Kriegsminister bemerkte ich, daß ich mich mit meinen Worten vom August nicht im ge- ringsten im Widerspruch gesetzt habe, wenn ich heute, nachdem der Krieg solange gedauert, einmal den Antrag stelle, daß auch die Ge- hälter der Offiziere einer Revision unterzogen werden könnten. (Sehr richtig!) Bei den Sozialdemokraten.) Die Tätigkeit im Wehr- schützengraben habe ich nicht kritisiert, sondern lediglich um Aus- kunft darüber gebeten. Wenn Herr Helfferich sich darüber ausge- lassen hat, daß ich Einzelfälle vorgetragen habe, so ist es etwas Neues, wenn hier vom Regierungstisch aus eine Besur daran ge- übt wird, was ein Abgeordneter glaubt, vorzuziehen zu müssen. (Sehr gut!) Bei den Sozialdemokraten.) Ich stimme dem Staatssekretär darin, daß von einer Bezahlung der militärischen Leistungen keine Rede sein. Wenn man das aber anfängt, um die Erhöhung der Mannschaftenslöhne zu bekämpfen, dann darf man auf der andern Seite nicht sagen, an den Gehältern der Offiziere darf nicht ge- rührt werden. Die Unterstellung, als ob wir unsere Anträge nur aus agitatorischen Gründen stellen, muß ich auf das entschiedenste zurückweisen. Die Sorge für die Reichsfinanzen teilen auch wir, gerade weil wir uns bewußt sind, daß später, wenn einmal die Besoldungsfrage erörtert wird, auch die Sozialdemokraten der Frage werden näher treten müssen, wie wir dabei mitarbeiten werden. Deshalb bringen wir auf der einen Seite aus weitgehende Sper- ren und wünschen, daß auf der anderen Seite den Soldaten das gegeben wird, worauf sie Anspruch haben. (Sehr richtig!) Bei den Sozialdemokraten.)

Damit schließt die Debatte. Die Zustimmung über die Re- vision wird auf Montag vertagt.

Es folgt die Besprechung des

„Baralong“-Falles.

Abg. Graf Helldorf (L.) als Berichterstatter: Ein feiger Mord ist geschehen. Tausende deutsche Soldaten sind in der schrecklichen Ausübung ihres Berufes dem tückischen Feind zum Opfer ge- fallen, der schände die amerikanische Flagge mißbraucht hat. Die Sühne ist von der englischen Regierung schloß abgelehnt worden, und in ihrer Antwort auf das Verlangen nach Sühne hat England die schwersten verkehrswirtschaftlichen Bedingungen gegen unsere Armee gestellt. Diese Rote ist ein Denkmal der Schande Englands. Die in der deutschen Antwort über die einzelnen von der engli- schen Regierung vorgebrachten Fälle sind, wie alle Parteien an- erkannt haben, klar, schlüssig und unüberleglich. Die weitere An- erkennung muß in entschlossener Tat geschehen. Seine Verhandlungen über die Möglichkeiten solcher Tat hat der Ausschuss für vertraulich erklärt und richtet auch an das Haus die Bitte, sich auf Einzel- heiten nicht einzulassen. (Allseitiger Beifall.)

Abg. Kelle (Soz.):

Wir haben Empörung über alle Kreise das deutsche Volk von der englischen Rote in der „Baralong“-Affäre Kenntnis ge- nommen. Bei den ersten Berichten über die bestialische Hinrichtung der Mannschaften eines deutschen U-Bootes durch die Belagerung des englischen Hilfskreuzers hegte man Zweifel an der Richtigkeit der Angaben. Aber es kann nicht mehr an ihrer Richtigkeit ge- zweifelt werden; die Aussagen der amerikanischen Zeugen verdienen vollen Glauben. (Sehr wahr!) Andernfalls hätte die englische Re- gierung und englische Presse eine Enttarnung zur Schau getragen. Ihr Schweigen muß als Schuldbekennung bewertet werden. (Sehr richtig!)

Wir Genußnahme ist es auch allgemein angenommen worden, als jeimerzeit die englische Regierung durch Repressalien genötigt wurde, Gejangene, Offiziere und Mannschaften deutscher U-Boote, wirklich als Kriegsgefangene zu behandeln. Jede Regierung und jedes Volk hat allen Anlaß, das Zusammenarbeiten der Nationen nach dem Kriege nicht unnötig zu erschweren. Diese Bereitwillig- keit läßt aber die englische „Baralong“-note absolut vermissen, sie ist das Entgegengesetzte, was wir bisher auch während des Krieges auf diplomatischem Gebiete an Humanität erlebt haben (Sehr große Zustimmung.) Die Ausflüchte der englischen Regierung laufen in- direkt auf eine Billigung des Mordes an den deutschen Seeleuten hinaus. Dafür hat das deutsche Volk gar kein Verständnis, es muß selbstverständlich volle Sühne fordern. Die englische Regierung er- dreistet sich, deutschen Soldaten und Matrosen den beschämenden Vorwurf verbrecherischer Handlungen zu machen; gegen solche Ver- unglimpfung nehmen wir unsere Volksgenossen mit aller Ent- schiedenheit in Schutz. (Sehr großer Beifall.) Die deutschen Sol- daten sind keine Hunnen und Barbaren, unsere Söhne und Freunde im Felde lassen sich um menschlicher Gefühls und an kulturellen Empfinden von den Soldaten der feindlichen Länder ganz gewiß nicht übertreffen. (Stärkliche Zustimmung.) Die deutschen Ge- wehr sind nicht Abkömmlinge von Affen, die sich von Menschen- fleisch ernähren und nun von Frankreich und England nach Europa ins Feld geführt werden. (Sehr großer Beifall.) Die Angehörigen unserer Flotte und unserer Matrosen stammen aus unserer Mitte und sind durch unsere politische und gewerkschaftliche Schule ge- gangen. Sie führen den Kampf in treuer Pflichterfüllung für die Zukunft ihrer Kinder. (Sehr großer Beifall.) Auch die Männer auf den U-Booten verdienen nicht den Vorwurf des Barbarentums, am allerwenigsten aus englischen Munde. (Sehr große Zustimmung.) England hat, weil es an die Niederrückung unserer Flotte nicht glaubte, den Ausdruckskrieg gegen unsere Frauen und Kinder unternommen. Vielleicht wäre auf den Humanismus der englischen Rote ein energischerer Ton am Platze gewesen. (Abg. Dr. Lieb- knecht: Gut! Gut!) Aber ich billige die maßvolle Zurückhaltung. Deutschlands gutes Recht ist ein besseres Argument als harte Worte. (Sehr wahr!) Natürlich darf der „Baralong“-fall nicht durch einen papierenen Protest erledigt werden; die Deutsche Regierung muß die verweigerte Sühne selbst in die Hand nehmen. (Sehr große Zusam- menfassung.) Das deutsche Volk will nicht zulassen, daß England mit den Angehörigen unserer Flotte Schindluder spielt. (Sehr große Zusam- menfassung.) Vorschläge über die Art der Vergeltungsmaßnahmen zu machen, ist nicht unsere Aufgabe. (Abg. Liebnecht: Gut! Gut!) Wir haben zu den führenden Stellen das Vertrauen, daß sie wie bisher so auch künftig das Ansehen Deutschlands als eines Kultur- landes wahren und den Geboten der Menschlichkeit zu ihrem Rechte verhelfen werden. (Sehr großer, langanhaltender Beifall. Sichen des Abg. Liebnecht.)

Abg. Dr. Spahn (L.): England hat sein Waffenrecht befreit,

als es farbige Truppen auf den europäischen Kriegsschauplatz brachte. Jetzt sieht es den Krieg selbst in einer Weise, die sich in nichts von der Kriegführung wider Völker unterscheidet. Ich bin gewohnt, was zu diesem Verhalten das neutrale Ausland und auch was die Alliierten Englands sagen werden. Darüber, daß wir durchhalten werden, ist der Reichstag klar, und auch die Wah- scheinlich, die die Regierung-England gegenüber als Vergeltung aufzubauen wird, werden unsere Zustimmung finden. (Sehr großer Beifall.)

Abg. Dr. Spahn (L.): England hat sein Waffenrecht befreit,

als es farbige Truppen auf den europäischen Kriegsschauplatz brachte. Jetzt sieht es den Krieg selbst in einer Weise, die sich in nichts von der Kriegführung wider Völker unterscheidet. Ich bin gewohnt, was zu diesem Verhalten das neutrale Ausland und auch was die Alliierten Englands sagen werden. Darüber, daß wir durchhalten werden, ist der Reichstag klar, und auch die Wah- scheinlich, die die Regierung-England gegenüber als Vergeltung aufzubauen wird, werden unsere Zustimmung finden. (Sehr großer Beifall.)

Abg. Dr. Spahn (L.): England hat sein Waffenrecht befreit,

als es farbige Truppen auf den europäischen Kriegsschauplatz brachte. Jetzt sieht es den Krieg selbst in einer Weise, die sich in nichts von der Kriegführung wider Völker unterscheidet. Ich bin gewohnt, was zu diesem Verhalten das neutrale Ausland und auch was die Alliierten Englands sagen werden. Darüber, daß wir durchhalten werden, ist der Reichstag klar, und auch die Wah- scheinlich, die die Regierung-England gegenüber als Vergeltung aufzubauen wird, werden unsere Zustimmung finden. (Sehr großer Beifall.)

Abg. Wassermann (nalk.): Auch namens meiner Freunde erhebe ich Protest gegen den schändlichen Vorschlag, der an deutschen Soldaten verübt ist und der Englands Schuld mit einem unauslöschlichen Makel besetzt hat. (Beifall.) Die englische Note erreicht den Gipfel der Unverschämtheit, sie ist ungläublich freivol und beschämend. Das englische System der Sagen feiert hier neue Reize. Wir werden aber Ruhe und Besonnenheit bewahren. Der Regierung bleibt es überlassen, rasch und energisch und ohne Sentimentalität die nötigen Gegenmaßnahmen zu treffen. Wir sind stolz darauf, daß unsere Kriegsführung vom Geist der Humanität und Gütlichkeit getragen ist, und wir erwarten gegen die englische, jeden menschlichen Gehalts, jeder moralischen Verpflichtung widersprechende Kriegsführung Gegenmaßnahmen. (Beifall.)

Abg. Hübner (Sp.): Kein Wort der Entrüstung reicht aus, dem Gefühl der gestützten Welt über die englische Note Ausdruck zu geben. Der gute Redner drückt sich mit seiner Ausdrucksweise nicht aus. Die neue Note Englands muß die Beratung der Welt herausfordern. (Zustimmung.) Es gibt Sittengesetze, die auch im ersten Kampf nicht außer Acht gelassen werden dürfen. England ist mit dieser Note auf die tiefste Stufe gesunken. (Zustimmung.) Wir gedulden dankbar jene Reden, die die Freigabe eines englischen Kapitäns hingenommen hat. Den tapferen Rotkriegen und Seefahrern, die bis zum letzten Atemzug gekämpft haben, senden wir Grüße und Bewunderung ins Helldorado. Wir legen die Hoffnung, daß den verletzten Gefährten des Volkes Rechnung getragen und Vergeltung gewährt werden wird. Wir stehen mit den Vorkämpfern in erster Linie. (Zustimmung.) Wir hoffen, daß die Vergeltung so ausfallen wird, daß das verlorene Gerechtigkeitsgefühl des deutschen Volkes ihre Sühne finden wird. (Beifall.)

Abg. Dr. Czeret (L.) freut sich über die tiefste Hebeereinstimmung, wie sie der Deutsche Reichstag selten gezeigt hat. Er könnte nur wiederholen, was die Herren von der äußersten Linken, von der bürgerlichen Mitte und vom Zentrum gesagt haben. Wir sind alle eins in der unumwundenen Anerkennung unserer Kämpfe und über die feige und jämmerliche Note der Engländer. Dieser Tat müssen wir das schärfste Maß der Vergeltung entgegenbringen. Die erste Note der Regierung, die die Aburteilung der Verbrecher verlangte, war durchaus vornehm. Bei der Antwort der englischen Regierung können wir ganz richtig von einer hohnvollen, harnischen Unverschämtheit sprechen. (Beifall.) Aus der Note Englands klingt ein satanischer Ton heraus. Die deutsche Regierung wird mit den Stimmen der Entrüstung im Lande rechnen müssen. Aber die Antwortmaßregeln wäre es unklug hier zu sprechen. Unschärflich darf die Tat, daß die Unverschämtheit der britischen Regierung nicht bleiben. Wir dürfen erwarten, daß die deutsche Regierung mit aller Entschiedenheit von den Mitteln, die sie an der Hand hat, Gebrauch macht. In dieser Erwartung sind wir alle eins. (Abg. Liebknecht: Nein!) — Mit Ausnahme eines, den niemand in diesem Hause ernst nimmt. (Beifall.) (Abg. Liebknecht: Die Kriegsgesetze sind darin einig!) Diese Einigkeit ist das schönste Ereignis der heutigen Sitzung. Das läßt uns mit guter Zuversicht in die Zukunft blicken.

Anteilnahme des Reichstages stellt mit Genugtuung die Einmütigkeit fest, in der das Haus mit dem deutschen Volke und der Regierung den schmachvollen „Parasiten“-Fall und die impetente englische Antwort beurteilt. Eine scharfe Sühne ist notwendig. Die Regierung wird die richtigen Mittel und Wege finden, um diese empörende Tat scharf und nachdrücklich zu jähnen. (Beifall.)

Abg. Rebeszow (Sp.): In der Beurteilung der Note des Falles „Parasiten“ weicht ich mich nicht von allen Vorkämpfern. Auch auf das Losmittel der englischen Note, angeblich parallele Fälle heranzuziehen, falle ich nicht herein. Die englische Regierung handelt nach dem Grundsatz gewisser Zeitgenossen, die, wenn man sie am Krage kriegen will, Sabotagen, zuzieh: Halbt den — anderen! (Beifall.) Der Vorgang ist der Fall der Weltrechtspolitik. (Lachen rechts.) Das englische Volk ist durch diese Note nicht gekränkt, das ist allein Sache der englischen Regierung. Derartige Vorwürfe dienen selber dazu, die bestehende Feindschaft noch zu vertiefen. Wir Recht spricht die deutsche Note, daß man zu englischen Gerichten als Richter Vertrauen haben könne. Redner spricht den Wunsch aus, daß, wenn wir wieder Frieden bekommen, was hoffentlich bald der Fall sein wird, die Regierungen für Abschaffung des Scheutrechts sorgen werden. Der U-Bootkrieg darf nicht in die Grenzen gehen, die anlässlich des „Lustiana“-Falles gezogen worden sind. Nach den Andeutungen von Rednern einzelner Parteien und eines Teils der Presse könnte der Eindruck entstehen, als ob ohne Warnung torpediert werden könnte. Mit einer derartigen Auffassung sind wir Volksgenossen nicht einverstanden. Die Gehebe der Menschlichkeit müssen nach Möglichkeit beachtet werden. Damit erweisen wir dem Vaterlande den größten Dienst. (Beifall bei einem Teil der Sozialdemokraten.)

Nach Annahme eines Schlußantrags erhebt Abg. Dr. Liebknecht Widerspruch, daß ihm unmöglich gemacht worden sei, Einspruch zu erheben, daß ein an und für sich trauriger Fall hier für die

Zweck der Wasserwerkung benutzt wird und damit — fürmische Unterbrechungen, in denen die weiteren Worte des Redners verloren gehen.
Das Haus vertagt sich auf Montag 11 Uhr. (Belagerungs- und Besatzung.)
Schluß: 3 1/2 Uhr.

Verlustliste.

Die Verlustliste Nr. 246 der Königlich Sächsischen Armee, ausgegeben am 17. Januar 1916, nachmittags 3 Uhr, hat folgenden Inhalt:
Infanterie: Regiment Nr. 100, 101, 102, 104, 131, 178, Landwehr-Regiment Nr. 107, 350.
Kavallerie: Garderegiment, Karabinier-Regiment; Mannen Nr. 17, 21; Reserve-Mann: Fußaren Nr. 19, 20; Reserve-Fußaren; Reserve-Kavallerie-Abteilung Nr. 53.
Pioniere: Kompanien Nr. 183, 192, 245, 264.
Reserve-Kompanie Nr. 53.
Minenwerfer-Kompanien Nr. 23, 24, 24.
Sanitäts-Formationen: Sanitäts-Kompanie Nr. 58, Reserve-Sanitäts-Kompanie Nr. 2, XII, Reservekorps.
Train: Schwere Probant-Kolonie Nr. 1, XII, Armeekorps.
Leichte Probant-Kolonie Nr. 2, XIX, Armeekorps.
Fußpark-Kolonie Nr. 1, 58, Infanterie-Division.
Armierungs-Bataillone: Nr. 22, 23, 25.
Außerdem Auszüge aus den preussischen Verlustlisten Nr. 423, 424, 425, 426, der bayrischen Verlustliste Nr. 245 und den württembergischen Verlustlisten Nr. 328, 329.
Die Verlustliste liegt in der Lesehalle der Dresdner Volkszeitung, Wettinerplatz 10, aus.

Sächsische Angelegenheiten.

Krieg und Staatsfinanzen.

Der Krieg hat selbstverständlich auch die sächsischen Staatsfinanzen ungünstig beeinflusst, die nördem einen außerordentlich günstigen Stand aufwies. In der Finanzdeputation A der Zweiten Kammer, die sich am Mittwoch mit der Vergütung und Tilgung der Staatsschulden beschäftigte, haben die Regierungsvertreter nähere Aufschlüsse über den Stand der Dinge, die, soweit sie diesen allgemein betreffen, eigentlich nichts Neues boten. Daß die sächsischen Verbands aufgetraut sind, ist kein Geheimnis mehr, ebensowenig wie die Tatsache, daß für die Einzelstaaten und Gemeinden der Anleihemarkt verschlossen ist, weil er ausschließlich vom Reich beherrscht wird. Es ist darum ganz verständlich, daß die Staatsfinanzverwaltung zu anderen Mitteln greifen mußte, um flüssiges Geld zu erhalten und die an sie heranrückenden Bedürfnisse decken zu können. Das ist geschehen zunächst durch den Dispost von 55 bis 60 Millionen Schatzanweisungen, von denen zur Zeit etwa für 50 Millionen Mark ausgegeben sind. Für 1916/17 glaubt die Regierung mit einem weiteren Anleihebetrag von ungefähr 90 Millionen Mark auszukommen, ein Betrag, der sich bei einer weiteren Fortdauer des Krieges natürlich entsprechend erhöht.

Der von konservativer Seite gemachte Einwand, daß der Staat viel zu optimistisch aufgestellt worden sei, hat für den Regierungsvorsteher selbstverständlich willkommene Gelegenheit, die Notwendigkeit des geforderten Einkommen-Steuerzuschlags zu betonen, der in anderen Bundesstaaten widerspruchslos durchgeführt worden sei und in Sachsen, wie geplant, wohl kaum ausbleiben werde.

Im allgemeinen teilten die Regierungsvertreter die pessimistische Auffassung der kommenden staatsfinanziellen und staatswirtschaftlichen Entwicklung durchaus nicht. Aber interessant war die Bemerkung auf die Frage des nationalliberalen Berichterstatters: ob bei einer Ablehnung des Steuerzuschlages eine anderweitige Söberziehung des statmäßigen Zinseszinses erfolgen müßte? Diese Frage wurde natürlich schweigend beantwortet, obwohl sich ein klares Bild über die Befähigung der Verhältnisse noch gar nicht gewinnen läßt und eine direkte Notwendigkeit für die Erhöhung der staatslichen Einkommensteuer selbst auf Grund der gegenwärtigen Finanzlage noch gar nicht vorliegt. Die endgültige Entscheidung über den Zins- und Schuldendienst wird erst mit und nach der Beratung der staatslichen Steuerfragen erfolgen.

Städtische Gelder auf zweite Hypotheken.

Zum Zwecke der Ausleihung zweiter Hypotheken durch die Stadtgemeinde Leipzig hatten die Stadtverordneten im März 1915 einen Betrag von 250 000 M. bewilligt, da die früher zur Verfügung gestellten 500 000 M. bereits voll ausgeteilt waren. Inzwischen ist nun die Bauindustrie trotz dem Kriege so reger geworden, daß eine ganze Reihe von Geschäften nach den Bestimmungen für die Ausleihung zweiter Hypotheken durch die Stadt Leipzig vom 18. Februar 1914 hat berücksichtigt werden müssen und der Betrag von 250 000 M. jetzt ebenfalls aufgebraucht ist. Im Hinblick darauf, daß die unter dem Kriege schwer leidende Bauindustrie auf dem Gebiete des Kleinwohnungsbaues noch in höherem Maße als in Friedenszeiten der Belegung und Förderung bedarf, hat der Rat beschlossen, weitere 250 000 M. zur Verfügung zu stellen und die Stadtverordneten dazu um ihre Zustimmung zu ersuchen.

Die Stiftung Heimatabend

Am Sonntagabend in Dresden eine Sitzung des Landrats unter dem Vorsitz des Ministers v. Biquum ab. Dabei wurde mitgeteilt, daß sich die Mitgliederzahl täglich erhöhe, sehr groß seien auch die Einzahlungen; doch reichten die Opfer bei weitem nicht an die heran, die die Landesverteidiger in den Schützengräben bringen müßten. Die Hauptaufgabe der Sitzung war die Auswahl von 50 Vertretern aus verschiedenen Bezirken zum Landesrat. Dazu lag eine fertige Vorschlagsliste vor, die auch die Namen von fünf gewerkschaftlichen Vertretern enthielt. Die Liste wurde nach einer bedeutungsvollen Abänderung glatt angenommen. Außer den Neugewählten gehören bereits mehrere Gewerkschaftsmitglieder dem Landesrat an.

Die Sächsische Kriegsversicherung auf Gegenseitigkeit

die von der Brandversicherungskammer kostenlos verwaltet wird, weist zurzeit eine Versicherungssumme von rund 320 000 M. auf, die seinerzeit einschließlich der Zinsen restlos auf die Versicherungsfälle zur Verteilung kommt. Die Verluste sind zurzeit glücklicherweise noch sehr niedrig, selbst wenn noch nicht alle Todesfälle von Kriegsversicherern, was aber zur Erlangung eines Heberbills sehr erwünscht ist, bei der Sächsischen Brandversicherungskammer angemeldet sein sollten. Anteilnahme zu je 10 M. können nach wie vor bei den Gemeindefeldherren oder auch bei der Sächsischen Brandversicherungskammer zu Dresden, Kaiser-Wilhelm-Platz 3, gelöst werden.

Automaten und eiserne Jehnblumiger.

Die Ausgabe eiserner Jehnblumiger, die im Laufe des Januar zu erwarten ist, macht es notwendig, etwaige magnetische Vorrichtungen aus den Automaten zu entfernen. Hierbei kommen in erster Linie die Automaten der Post und der Eisenbahn in Betracht, während die Barautomaten solcher Vorrichtungen meist entbehren. (M. J.)

Leipzig.

Da die beiden Leipziger Straßenbahngesellschaften infolge des Krieges mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, Schwierigkeiten, denen in anderen Städten bereits durch Erhöhung der Einnahmen Rechnung getragen ist, hat der Rat der Stadt Leipzig, vorbehaltlich der Zustimmung der Stadtverordneten, beschlossen, den beiden Straßenbahngesellschaften eine Preiserhöhung auf die Dauer des Krieges in der Weise zu genehmigen, daß auf allen abends von 10 Uhr an von den Endhaltestellen abfahrenden Straßenbahnen, die als Nachtwagen zu kennzeichnen sind, ein Zuschlag von 10 Pf. erhoben wird.

M. Chemnitz. Vom Landgericht wurde der Delikatessenhändler Kühn mit 300 M. Strafe belegt, weil er Reis, den er für 48 Pf. das Pfund eingekauft, für 85 Pf. verkauft, also an einem Pfund 37 Pf. Rohruhen hatte. Vor dem Kriege hatte er sich mit einem Nutzen von 16 Pf. begnügt.

Oberlungwitz i. Erg. Infolge der starken Arbeitslosigkeit in der hiesigen Wirtschaft erhöht der Gemeinderat die Arbeitslosenunterstützung um durchschnittlich 2 M. pro Woche. Es erhalten nun kinderlose Ehepaare 14 M. und ledige und alleinstehende Leute 7 bis 9 M. pro Woche. Kinder erhalten 1 bis 2 M. Zuschlag.

Neue Nachrichten aus dem Lande. In der Nacht zum Sonntag haben Diebe den Widderkopfsraum eines Sackbändlers in Leipzig erbrochen und geplündert. Der Wert der gestohlenen

Schneider Grischka.

Von N. Schtschedrin.

„Bitte, bitte, schlagen Sie ihn nicht,“ wandte ich mich an den Vorortwächter, als Grischka beschwand.

„Warum denn nicht?“ wunderte sich der Alte.

„Nun, er hat doch auch gewisse Rechte“ ...

„Er? ... Rechte?“

„Gewiß, hat er Rechte, wenngleich nur kleine... aber anmerken!“

„Ja, ich habe ihm nur auf Wunsch des Vaters Renten geben lassen“ ...

„Sie hätten dieses väterliche Verlangen nicht erfüllen dürfen. Sie mußten die Sache dem Gericht übergeben“ ...

„Was? Die väterliche Gewalt soll nichts mehr bedeuten. Erlauben Sie einmal, daß ich Ihnen etwas aus meinem Leben erzähle. Ich war nämlich ein ausgefuchter Taugenichts, in meiner Jugend natürlich; ich konnte nichts als Karten spielen, trinken und allerhand andere Ausschweifungen. Ich war ein Kerl, wie man ihn nur am Tage mit Licht auffuchen kann! Mein Vater tat alles mögliche, um mich zu bessern — nichts half. Da ließ er mich auf Urlaub aus dem Regiment nach Hause kommen und kaum betrat ich seine Schwelle, so wurde ich umringt, in das Elternzimmer geschleppt, mir wurden die Hosen abgezogen und drei Rentenbündel auf meinem sündigen Leibe verprügelt“ ... Seit jenem Tage lege ich nur selten und zu einem kleinen Einlage Karten, trinke höchstens ein Schnäpschen vor Mittag ... ha! Sehen Sie, das ist die Folge der väterlichen Gewalt! Erbarmen Sie sich, lecke ich den Grischka nicht bisweilen durchprügeln, so hätte er längst schon die ganze Stadt in Brand gesetzt.“

Diese Jugenderinnerungen hatten meinen Gast schließlich ganz ruhig gemacht. Ich hätte ihn gerne geantwortet, sah aber ein, daß dieses ganz zwecklos wäre. Was halfen alle Reden gegenüber der Macht der Tatsachen, welche alle Hindernisse überwindet. Für dieselbe stehen alle ein, welche selbst niemals Kräfte bekommen haben, die Eltern, Vorkämpfer und Ahnen, die es nicht glauben wollen, daß die Söhne und Enkel es nicht mehr wünschen, geprügelt zu werden; die

Alten sind daher sogleich mit den Renten bei der Hand, nicht aus Boshheit, sondern um das durch Jahrhunderte geheiligte Prinzip aufrecht zu erhalten. —

Es dauerte nicht lange, da erschien Grischka wiederum in höchster Erregung und berichtete: „Heute war ein Steuerbeamter bei mir!“

„Werden Sie mir wirklich schon wieder über erhaltene Schläge vorhalten?“

„Nein, dieser hat mich nicht geprügelt, sondern sagte: „Ich bin hierher geschickt, um die Handelssteuern zu kontrollieren; dies ist doch Ihr Aushängeschild?“

„Ja, das ist das meinige,“ sagte ich. „Sie beschäftigen sich allein, ohne Gehilfen, mit dem Handwerk?“ „Ich bin ganz allein. „Haben Sie den Erlaubnisbeschein für den Betrieb eines Handwerks?“ „Was für einen Schein?“ „Nun, einen solchen“, sagte er und nahm einen Stempelbogen aus dem Portemonnaie, auf welchem oben gedruckt stand: Preis 2 Rubel 50 Kopeken. „Bezahlen Sie diese Summe,“ sagte er, „und nehmen Sie den Schein; da es zum erstenmal geschieht, will ich Ihnen diesmal noch keine Geldstrafe anrechnen!“ Da fing ich an zu jammern und zu klopfen: „Erbarmen Sie sich, wo soll ich solviel Geld hernehmen?“ „Ja, mein Lieber,“ entwortete er, „das ist nicht meine Sache — ich muß bloß die gesetzlichen Steuern erheben.“

„Nun, wenn ich aber den Schein nicht nehme, was geschieht dann? „Dann muß ich Ihr Handwerkszeug verpfänden!“ Sagen Sie bitte, gnädiger Herr, darf er das tun?“

„Ich weiß wirklich nicht genau; demnach besteht ein dritartiges Gesetz. Neuerdings gibt es solviel neue Steuern, daß man sie nicht alle im Kopfe haben kann; Ihnen bleibt nichts übrig, als das Gesetz zu erfüllen.“

„Erbarmen Sie sich. Wo soll ich denn aber solviel Geld hernehmen? Der Beamte wartete ein Weilschen und fragte endlich: „Nun, wie bleibt's damit. Sie nehmen also den Schein nicht?“ „Wie soll ich ihn nehmen, in meinem ganzen Leben habe ich niemals solviel Geld besessen!“ „Nun, dann tue ich also meine Pflicht.“ Dabei ergriff er alles, was ihm unter die Augen kam, den nächsten, einen Anmelde mit Zoln, ein Päckchen Kadeln — warf sie in die Schublade des Schneidertisches, zog eine Schmir um den Tisch, legte sie

fest und fuhr weiter, indem er mir zurief: „Mederlegen Sie sich's bis morgen, bezahlen Sie dann immer noch nicht den Schein, so nehme ich ein Protokoll auf und Sie müssen die doppelte Summe erlegen!“ Da sehen Sie, Civ. Wohlgebornen, wie mein Geschäft geht!“

„Da bleibt Ihnen denn nichts übrig, als zu bezahlen!“

„Das sehe ich wohl ein, aber ich habe ja kein Geld“ ...

Hier versuchte ich es, dem armen Grischka die Elemente der Nationalökonomie klar zu machen und bedeutete ihm, daß der Staat ohne Steuern nicht bestehen könne.

„Wieviel Abgaben jetzt erhoben werden,“ rief er aus, „das ist unschätzbar! Wir müssen der Stadtverwaltung und der Dorfgemeinde Steuern entrichten; für jedes Familienglied zum Besten der Wäschanstalt, des Dampfbaades, der Schulen, des Straßenpflasters und der Kranenmacher zahlen; jetzt sind auch noch die Monumente in Mode gekommen! Es vergeht kein Monat, in welchem der Innungsälteste nicht verkündigt, daß die Steuern um drei oder vier Kopeken jährlich gesteigert sind. So zahlen wir, zahlen wir immerfort und plötzlich heißt es jetzt: Gib noch zwei Rubel fünfzig Kopeken her!“

Daran ist gewiß der Kaufmann Vardamifow Schuld. Er ist's, der den Beamten zu mir geschwiegen hat; sagte er mir doch unlängst lachend: „Du arbeitest, Grischka, hast aber keinen Handelsgeist!“ Ich verstand nicht recht, was er damit meinte und antwortete ihm: „Wozu brauche ich einen Handelsgeist? Ihr diebstahligen Kaufleute habt so etwas nötig, aber unser eins kann auch ohne Papier leben!“ Jetzt aber begreife ich — das hat er mir eingebracht! So werde ich also morgen zu Protokoll gebracht.“

Am nächsten Tage war ihm doch schließlich geholfen worden; der Kaufmann Vardamifow verabschiedete ihn hundert wohlgezahlte Kopeken und bezahlte dafür die verlangte Steuer. So war denn auch diese Angelegenheit durch Schläge geordnet worden.

Ein einzigesmal sah ich Grischka in städtischer Stimmung bei mir erscheinen, er war ganz nüchtern und ein innerer Friede leuchtete aus seinen Augen; soeben kehrte er aus seinem Heimatsdorf zurück, wohin er sich zum Kirchweihstage begeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Montag
erem Züde
angewiesen
die ein Weis
Schaffung de
angeht.
müde an p
erweckt. Z
eine Stufe w
ergrünommen
er wenig em
er 24 jährige
aus We
hob er ab

Darü
Bevollmächt
Bauschwarz
hymnisch.
geschlag.
hines. Ed
angewandel
igen Sta
Konarchie i
geschloßen.
der Nacht d
ragende giv
beziehung d
paktis (di
Hypotheken
reide ein un
Belagen fol
rein inamit
Eben- und
andere Stan
der gleichen
freiheit in u
daß sie ihre
ummere er
Statt sei das
zum höher
gewährten K
werden, die
hausstrage
gewinnwart
zum Ausdruc
Die neu
herauswachs
meiner vo
dabe mit ih
kapitulieren
drang, sond
Zurück ein
berlangt wa
rogender th
eigentliche
danonjeagt
für eine We
gemorden, a
flechte und
eine Zentro
die langmi
Politik füh
Der Vortrag
beran unmi
mündungen
Elemente in
Kommensarb
beider Re
Reaktion wie
nicht einführ
Feldarbeit
wieder emwa
aufzunehm
Paktanfrige
wieder ans
dabe. Die
kommen und
geben werde
Leben
eine Osmar
Bergewaltig
denken, daß
samtsbüßter
nichtärztliche
bestimmung.
ta eine auß
und immerid
unbedingt i
starbische S
werde, weil
Kandestelle
Nach dem St
zu bestehen
meir helfen
sam Wohlte

Vor
H. anberhol
vom roten H
Wir möchten
auf den folgen
Kawole Wei
Ber
Denur bei
Kofwale.
einer Toff
haltung d
nimmt an.
lange ang
stende, an
die Postwa
nennen w
nicht unzu
Im Ju
be Angeber
gebende
schen, da hie

deren Größe beträgt 5000 bis 10000 M. Zum Fortschaffen der unangenehmen Gerüche, die hauptsächlich aus Fleisch, Fäulnis, Urteilen, weichen Unterwäsche- und unverbildeten Säcken bestand, haben die Spigheilen eine Art von Geschütz oder mehrere Pumpen benützt. Auf die Wiederherstellung der Straße und Ermittlung der Täter sind 500 M. Veranschlagt. — Zwei türkische Soldaten wurden in einer Wirtshauskneipe an der Straße nach Kriebitzsch-Kainwiese aufgefunden. Die beiden Flüchtlinge wurden verhaftet, doch lief der eine wieder davon. Er wurde jedoch bei Kriebitzsch wieder gefangen. Die beiden Russen waren von einem Arbeitseinsatz entlassen worden. — Im Zirkus in Frankenberg geriet ein 14-jähriger verheirateter Arbeiter Bachmann mit dem linken Arm in eine Walzmaschine, wobei der Arm so schwer verletzt wurde, daß er abgenommen werden mußte.

Stadt-Chronik.

Der türkische Staatsgedanke.

Darüber sprach am Sonnabend auf Veranstaltung der Vereinigung Herr Professor Dr. Becker aus Bonn. Der Charakter der Türkei sei bis zur Gegenwart intensiv islamisch. Innerhalb des Islams gäben die Türken den Grundlag. Hier liegt der Schlüssel der Kraft des osmanischen Reiches. Langsam hätten auch europäische Ideen die Türkei angewandelt, doch befände sich die Umwandlung des islamischen Staatscharakters in eine moderne konstitutionelle Monarchie noch im Anfang, die Entwicklung sei noch nicht abgeschlossen. Das Wesen des islamischen Staates komme in der Nacht des absoluten Despotismus zum Ausdruck. Der Vortragende ging dann des näheren auf die Stellung und Bedeutung des Sultanats (die höchste weltliche Gewalt) und des Kalifats (die höchste geistliche Würde) in den verschiedenen Epochen des Aufstiegs und des Niedergangs des Türkentums ein und zeigte, wie die religiöse Entwicklung ihren eigenen Gesetzen folgte, nicht minder aber auch die politische. Vom osmanischen Charakter des Staates werden das Lehn-, das Feudal- und das Volkswesen bis auf den heutigen Tag beeinflusst. Andere Staatsangehörige seien nur geduldet und besäßen nicht die gleichen Rechte, doch genössen sie Sicherheit und Religionsfreiheit in weitestgehendem Maße. Der Staat sehe nur darauf, daß sie ihre Steuern zahlen und sich nicht streiten, im übrigen kümmere er sich nicht um sie. Nach verhängnisvoller für den Staat sei das Völkervertrag gegenüber den Ausländern in der Form völkerverrechtlicher Verträge geworden. Aus den großmütig gemachten Rechten sei eine fürchterliche Geißel für die Türkei geworden, die jede wirtschaftliche Reform hemme. Die Kapitalismusfrage habe in die großen Reformbestrebungen der Gegenwart geführt, die besonders in den Verfassungskämpfen zum Ausdruck kommen.

Die neue Zeit sei nicht entstanden von einer von innen herauswachsenden Volksbewegung, die neuen Ideen wären vielmehr von außen hineingetragen worden. Die Türkei habe mit ihrem orientalischen Staatsgedanken vor Europa Kapitalismen müssen. Im Volke selbst herrsche kein Freiheitsdrang, sondern politische Indolenz. Schon 1876 habe die Türkei ein Parlament besessen, das aber nicht vom Volke verlangt worden, sondern auf das Drängen einiger hervorragender türkischer Staatsmänner geschaffen worden sei. Das eigentliche Volk habe dieses Parlament, das halb wieder abgeseigt wurde, vollkommen gleichgültig gelassen. Keil zur eine Verfassung sei das Volk erst unter Abdul Hamid II. geworden, der unter Mißachtung aller menschlichen Rechte und Ueberbannung der absolutistischen Machtmittel eine Zentralisierung der Staatsgewalt schuf, die auch die langwierige osmanische Geobid erschöpfte. Diese Politik führte zum völligen Zusammenbruch der Türkei. Der Vortragende schilderte dann die jungtürkische Revolution, deren unmittelbarer Anlaß die Furcht vor fremden Einmischungen gewesen sei und bei der sich die widerstreitendsten Elemente in dem Ziele auf Beseitigung des Absolutismus zusammenfanden. Die Bewegung war unter dem Zwange vorübergehender Verhältnisse geboren. Ein Jahr später habe die Reaktion wieder eingeleitet. Staatsgedanken ließen sich eben nicht einführen wie europäische Industriearbeiter. Die wichtigsten Bestandteile des alten türkischen Staatsgedankens wuchsen wieder empor und vermischt sich mit der nicht mehr wegzuweisenden Forderung einer neuen Zeit. Erst die letzten Balkankriege brachten das jungtürkische Revolutionskomitee wieder ans Licht, das heute noch die Fäden in der Hand habe. Die Bewegung sei aber noch nicht zum Abschluß gekommen und es lasse sich auch noch nicht übersehen, wohin sie gehen werde.

Nebenher laufe das Ringen um den Staatscharakter. Eine Osmanisierung im Sinne einer Türksierung wäre eine Verewaltung aller nichttürkischen Völker. Dabei sei zu bedenken, daß die Türken noch nicht einmal die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen. Vor allem werde man den nichttürkischen Völkern das Wahlrecht geben müssen zur Mitbestimmung, damit sie sich heimlich fühlen. Der Panislamismus sei eine außerordentliche Gefahr für die Türkei; Panislamismus und innerliche Erhaltung der Türkei seien unvereinbar. Als unbedingt notwendig bezeichnete der Vortragende, daß die türkische Sprache als zweite Regierungssprache eingeführt werde, weil sonst die Kolonisation der von Arabern bewohnten Landesteile vom Reiche in absehbarer Zeit zu erwarten stünde. Nach dem Kriege werde die Türkei schwere Stürme im Innern zu bestehen haben. Kein fremder Staat könne ihr dann dabei zusehen. Wesentlich werde das freie Spiel der Kräfte sein. Die Wohlfahrt der Gesamtheit ausschlagen.

Vor dem Brieffschmuggel an Gefangene

Wiederholt genannt worden. Der Landesauschuss der Vereine des roten Kreuzes im Königreich Sachsen schreibt uns jetzt wieder: Wir möchten nicht verzeihen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf den folgenden Artikel zu lenken, den wir der russischen Zeitung "Kosacke" Bremen vom 8. Dezember 1915 entnommen haben: Vor einigen Tagen entdeckte ein Beamter der militärischen Zentrale bei Untersuchung eines aus dem Auslande eingeschmuggelten Postpakets, das für einen Kriegsgefangenen bestimmt war, in einer Tafel Schokolade einen verpackten Zettel, der die Herstellung der Schokolade in diese ergriffen worden war. Man nimmt an, daß diese Methode, Briefe zu senden, in großen Umfang angewendet wird. Infolgedessen darf der Oberkommandierende, alle Kriegsgefangenen darauf aufmerksam zu machen, daß postierte für Kriegsgefangene überhaupt nicht mehr angenommen werden, falls wertvolle Briefschaften aus der Heimat nicht innerhalb eines Monats unterlassen werden.

Im Interesse der Gesamtheit der Kriegsgefangenen sollten die Angehörigen keinesfalls den übrigen in der Gefangenschaft ungewohnte Mitteilungen auf unerlaubtem Wege zukommen lassen, da hierdurch, abgesehen von der großen Gefahr, die für den

Streifenden jetzt eintret, dieses auch für alle Mitgefangenen von großem Schaden sein kann."

Auslandsfleisch. Vom Rat wird uns geschrieben: Einige Einwohner haben einen größeren Posten frischen Schweinefleisches im neutralen Auslande auf gekauft und hierher gebracht, das seit einigen Tagen in hiesigen Geschäften verkauft wird. Unter der Bevölkerung besteht um die Meinung, daß der dafür geforderte Preis zu hoch wäre und der Verkäufer einen zu großen Gewinn dabei erzielte. Diese Auffassung ist unbeanstandet. Es ist natürlich, daß im Auslande aufgekauftes Fleisch vornehmlich schon im Einfuhrzoll leichter zu haben kommt als einheimisches Fleisch. Rednet man noch Brack, Speck, Schwanz und sonstige Unkosten hinzu, so steigt dieser Preis noch mehr. Gegenwärtig wird für das Fleisch 2 Speck und 3 Schweinefleisch 20 Pf. für fetten Bauch 3 M. und für das übrige Fleisch 2 M. gefordert. Diese Preise sind die ihnen zurande liegenden Berechnungen haben der zuständigen Behörde vorgelegt und sind von ihr gebilligt worden. Auch die hiesige Preisprüfungsstelle hat sich mit der Frage der Angemessenheit dieser Preise beschäftigt und ist auf Grund eingehender Beratungen und sorgfältigster Berechnungen zu dem Schlusse gekommen, daß die geforderten Preise keinen übermäßigen Gewinn enthalten, vielmehr als durchaus angemessen zu bezeichnen sind.

Aus den Streifen der Konsumenten wird uns zur Fleischfrage geschrieben: Das Gefrierfleisch des Rates geht zu Ende, Dienstag soll das letzte zum Verkauf kommen. Statt damit nun ein wenig hauszuhalten, gab in allen letzten Tagen, und insbesondere auch am Sonnabend die Verkaufsstelle in der Cornblüthstraße das Fleisch nur für den runden Betrag von drei Mark ab, so daß gerade die Kermiten, denen schon der Betrag von 1,45 M. für ein Pfund ein Loch in den Beutel reißt und die überhaupt keinen Taler mehr zur Verfügung hatten, nachdem sie Stundenlang in der Kälte gestanden, ohne Fleisch wieder nach Hause gehen mußten. Man mußte sogar bemerken, daß der Verkäufer, wenn ein Käufer eine Wertmarke über 40 Pf. abgab, brumme und unbillige Bemerkungen machte. Warum gibt die Behörde dann solche Marken aus?

Lichtspiele. Im Union-Theater auf der Waisenhausstraße erscheint jeden Tag einmal der große Roman von Sophus Wignell. Die Revolution ist hochgezeit, auf der weißen Wand. Gewöhnlich sind diese Filmprogramme Nachwerke der üblichen Sorte. Die Intrisse der Handlung sind da, auch die dramatische Kern, aber sie gleiten weit ins Sentimentale hinein, lassen viel vom Sinn, aber recht wenig vom Geiste des Dichters hören und bieten im großen und ganzen läche Schmarotzereien. Auch der in Frage stehende Film erregt nicht den Roman, auch er vermittelt nicht erstens das Schicksal, die begrenzenden, dunklen Mächte, die das Wesen einer guten Dichtung ausmachen, er kann die Tiefe der Romanstimmung nicht restlos schildern, aber er ist eine gute Illustration, die die Tragik, von der das Werk erfüllt ist, nach Möglichkeit vermittelt. Hier sind wirklich gute Bilder, die die nötige Schwere haben, auf billige Sentimenten verzichten, stark wirken und die Ueberzeugung bringen, daß Arbeiter, Regisseur und Künstler das ursprüngliche Werk viel respektvoller behandelt haben, als es sonst im Literaturfilm üblich ist. — Eine hübsche Naturaufnahme: Winterabend saubert dem Auge all die tolle Pracht vor, die jung und alt in diesem warmen Winter so sehr vermehrt.

Am Olympia-Theater auf dem Altmarkt unterhält ein Lustspiel: Josenreich, das höchste Situationskomik aufweist, sehr gut. Ein Naturbild zeigt das griechische Schicksal und das durch die Befreiung der Franzosen im Vordergrund des politischen Interesses lebende Soz. f. das den Serben als Erholungsanstalt dienen soll. Außerdem bringt das Programm ein wildes Drama, das sich in der Wüste abspielt, und eine Darstellung von der Gewinnung, Verwertung und Anwendung der Boden-Lampe.

Führungen für Verwandte durch die königlichen Sammlungen. In der Gemäldegalerie finden jeden Dienstag und Freitag von 2-3 Uhr Führungen statt. Einladungen hierzu ergeben nur noch in besonderen Fällen. Man erwartet, daß die Verwandten aus den Lazaretten Dresdens und seiner Umgebung kommen, auch wenn sie nicht besonders eingeladen werden. Wird von einer Lazarettverwaltung eine Sonderführung gewünscht, an der sich wenigstens 20 Personen beteiligen wollen, ist eine vorherige Anzeige an Professor Eißner, Dresden-Plauen, Große Straße 82, notwendig, damit ein Führer zugestellt werden kann. Im historischen Museum findet die nächste Führung Freitag den 21. Januar, von nachmittags 2-3 Uhr, statt.

Vollanweisungen an Kriegsgefangene in Frankreich können jetzt wieder bis zum Betrage von 1000 Frank abgefordert werden. Die fürzlich angeordnete Beschränkung, daß von einem Abänder an einem Tage nicht mehr als 180 Frank eingezahlt werden durften, ist weggefallen.

Papierammlung für Heereszwecke. Der Landesauschuss der Vereine vom roten Kreuz bittet, einem ihm ausgesprochenen Punkte der stellvertretenden Militärintendanturen des 12. und 19. Armeekorps folgend, gedrucktes Zeitungspapier, das sich fast in jedem Haushalte in größerer Menge findet oder gesammelt werden kann, den Kommandostellen des 12. Armeekorps, Dresden-N., Sanitätsstraße 2, und des 19. Armeekorps, Weizig-Gohlis, Artilleriekaserne, zuzuführen, und zwar bis zum Ende dieses Monats. Da das gedruckte Zeitungspapier, wie überhaupt gedrucktes Papier jeder Art, ein wertvoller Krieg für Lagerstroh ist, auch u. a. zur Herstellung von Teden und dergleichen Verwendung finden kann, so kommt diese Papierammlung unseren braven Feldgrauen unmittelbar zugute.

Vorträge für 18. bis 21-jährige Parteimitglieder. Der nächste Vortrag wird heute Montag abend gehalten und zwar: Vom Kapitalismus zum Sozialismus. Beginn Punkt 9 Uhr abends. Lokal: Volkshaus. Auch ältere Parteimitglieder sind willkommen.

Unfall. Einen Schädelbruch erlitt ein 66 Jahre alter Völkher, der an der Ecke des Vorhanges und des Birnaischen Platzes nahe der Straßenbahnhaltestelle aus Unachtsamkeit in einen Straßenbahnwagen hineinkam und von dem Motorwagen zur Seite geschleudert wurde.

4. Kreis, Neustadt. Morgen Dienstag findet der dritte Abend des Mutterdienstes statt. Lokal: Jugendheim, Cappelstraße 12, I. Anfang pünktlich 8¼ Uhr.

Aus der Umgebung.

Lebnitz-Kreis. Morgen Dienstag, vormittags 8 bis 12 Uhr, Verteilung an Kriegerfrauen im Kreislichen Gute. Der heutige Butterverkauf findet im Gemeindeamt statt.

Briesnitz. Wir berichten vor kurzem über die Art, wie Milchhändler in Briesnitz die Bestimmungen über die Höchst-

preise zu umgehen suchten. Daraufhin ist von der Amtshauptmannschaft der Gemeindebehörde aufgegeben worden, der Sache nachzugehen. Dabei hat sich herausgestellt, daß unsere Angaben auf einen Milchhändler in Bodenau, der hauptsächlich in Briesnitz Milch verkauft, zutreffen. Der Fall lag jetzt dem Preisprüfungsausschuss vor, der beschlossen hat, jenen Milchhändler anzugehen.

Nächsten Mittwoch, abends 7 Uhr, wird eine öffentliche Gemeinderatsitzung abgehalten.

Kernitz. Diejenigen, die Anspruch auf Güllermutter erheben wollen, haben dies morgen Dienstag unter Angabe der Güllernzahl im Gemeindeamt anzuzeigen. Den Bestellern wird der Abholungstag noch bekanntgegeben. Der Preis für ein Pfund stellt sich auf 17 Pf. — Der nächste Butterverkauf findet heute und morgen Dienstag statt. Berücksichtigt werden die Nummern 1 bis 175, und zwar haben die Inhaber der Nummern 1 bis 45 die Butter bei Herrn Ziehmann und die übrigen bei Frau Wendland zu entnehmen. Familien mit 1 bis 3 Köpfen erhalten ½ Pfund, die mit 4 bis 6 Köpfen 1 Pfund und solche von 7 Köpfen und mehr 1½ Pfund. Preis für ½ Pfund 1,37 M.

Coffebau. Durch die Gemeinde soll nochmals versucht werden, Kartoffeln zu beziehen. Die Einwohner, die noch Bedarf an Kartoffeln haben, wollen sich Dienstag den 28. Januar, vormittags von 10 bis 1 Uhr, im Gemeindeamt anmelden. Weitere Bezüge von Kartoffeln durch die Gemeinde erfolgen dann bis zur neuen Ernte nicht mehr.

Coffebau. Beim Elektrizitätswerk Elbtal sind von den vom Kaffier Janke unterliegenden 100 000 M. durch Abrechnungen und Pfändungen bis jetzt insgesamt 933 M. der Werkskasse wieder zugeführt worden. Die Saff- und Erbsenanprüche sollen auf Beschluß der Verwaltung weiter verfolgt werden. Ferner wurde beschlossen, mit dem neuen Rechnungsjahre die doppelte kaufmännische Buchführung einzuführen.

Kochwitz. Die Nadelbahn am Gasthof Ober-Kochwitz ist wieder eröffnet. Da für elektrische Beleuchtung gesorgt ist, kann sie auch nach Eintritt der Dunkelheit unbedenklich benutzt werden.

Leuben. Speckverkauf. Die Gemeinde hat eine größere Menge ausländischen Speck, fast mit Karbonade, gelassen, erworben, der morgen Dienstag, von nachmittags 2 Uhr an, an der hiesigen Schuttruhalle verkauft wird. Preis 2 M. für das Pfund. Zum Bezuge von je 1 Pfund soll jede Haushaltung bzw. jede selbständige Person berechtigt sein. Als Ausweis ist der Einwohnerchein oder der Steuerzettel oder der Kriegsunterstützungsausweis vorzulegen.

Gewerkchaftliche Arbeiterbewegung.

Die Lohnpolitik der Unternehmer im Baugewerbe.

Die Unternehmer im Baugewerbe erhalten bekanntlich von den Behörden, die jetzt den größten Teil der Auftragsarbeiten stellen, besondere Kriegspreise, die festgelegt sind in der Erwartung, daß auch den Arbeitern eine den Verhältnissen entsprechende angemessene höhere Entlohnung zuteil werde. Trotzdem weigern die Unternehmer sich vielfach, den Arbeitern Lohnsteigerungen zu gewähren, weil solche — wie der ganze Kriegszustand — im Lande nicht durchzuführen sind. Die Folge ist, daß die Bauarbeiter, die bei Ausbruch des Krieges wegen Arbeitslosigkeit zu anderen Berufen und namentlich in die Kriegindustrie übergingen, keinerlei Regelung verspürten, in ihnen für die gegenwärtigen Verhältnisse nur schärfste Besorgnis und Verunsicherung; manche Bauarbeiter suchen jetzt nach anderer Arbeit auf. Verlassen kann man es ihnen nicht. Zu welchen Konsequenzen das aber führt, zeigt der folgende Auszug aus dem Bericht des Verbandes der Eisen- und Stahlbau-Unternehmer, E. S., in Frankfurt a. M. an die Verbandsmitglieder richtete:

Die am 22. Dezember 1915 einberufene außerordentliche Generalversammlung sollte nach Bericht der Kommission über Lohnsteigerungen folgende Entschlüsse fassen:

Die außerordentliche Generalversammlung hält sich an das bei Kriegsausbruch zwischen den Zentralorganisationsstellen der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände des Baugewerbes getroffene Abkommen gebunden, wonach während des Krieges die Tarifverträge bzw. die auf Grund der Vorschläge der Unparteilichen berechneten Lohnsteigerungen aufrechterhalten bleiben. Es sind daher Anträge der Arbeiter auf sogenannte Erwerbszulagen grundsätzlich, als gegen die tariflichen Bestimmungen verstoßend, abzulehnen. Mitglieder, die demnach direkt oder indirekt solche Zulagen gewähren, verstoßen gegen die Bestimmungen und stellen sich infolgedessen außerhalb des Schutzes des Verbandes.

Mitglieder, die direkt oder indirekt Zulagen an Arbeiter gewährt haben, sind verpflichtet, solche ab 1. Januar 1916 in Wegfall kommen zu lassen.

Weiter spricht die außerordentliche Generalversammlung ihre Bedauern darüber aus, daß einzelne Mitglieder des Verbandes in Frankfurt a. M., Offenbach a. M., entgegen dem Beschlusse des Deutschen Arbeitgeberverbandes, Lohnsteigerungen gewährt haben.

Um dem Arbeitermangel abzuhelfen, beantragt die außerordentliche Generalversammlung den Ausschuss, mit der Kriegsgefangeneninspektion in Verbindung zu treten.

Ob die Kriegsgefangeneninspektion den Unternehmen helfen kann, ist mehr als fraglich. Die Arbeitsmethoden im Baugewerbe sind ähnlich sehr verschiedene anders in Weita als in der Provinz, anders in Mittel- und Süddeutschland als in Norddeutschland. Daß sie sich in Frankreich, Belgien, Rußland und England ganz gewiss nicht von unseren unterscheiden, lehrt ein bloßer Blick auf die dortigen Bauarbeiten. Daß also die Kriegsgefangeneninspektion den Unternehmen zu Arbeitskräften verhelfen könnte, mit denen zu arbeiten vorteilhafter als mit einheimischen Arbeitern sein sollte, ist selbst bei schlechtester Bezahlung derselben fraglich. Ueberdies soll die Verwendung solcher Arbeitskräfte nur stattfinden, wenn wirklich ein Mangel an Arbeitern in dem fraglichen Bezirk vorhanden ist. Nun mangelt es aber dem Baugewerbe nicht an Kräfte, sondern nur den Unternehmen an guten Willen, diese Kräfte auch den Verhältnissen entsprechend zu entlohnen. Herr Richter und seine Freunde haben dem Karren des Unternehmertums rethungslos verfahren.

Dem Kassen im eigenen Lager.

Zu der unter dieser Ueberschrift in unserer Blatte vom 11. Januar enthaltenen Mitteilung, der Zentralverband deutscher Arbeiter- und Bauarbeiter bereite unter den jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen ein Flugblatt mit Angriffen auf die freien Gewerkschaften, schreibt uns die Zeitung der genannten Organisation, daß ihr weder von der Herausgabe noch von der Verbreitung eines solchen Flugblattes während der Kriegszeit das mindeste bekannt war. Die Nachforschungen hätten jedoch ergeben, daß ein Mitglied des genannten deutschen Verbandes „ohne unseren Auftrag und unter dessen Einverständnis“ alter Flugblätter, die noch aus der Zeit vor dem Kriege vorhanden waren, ein einziges junge Leute abgegeben hätte. — Die deutsche Gewerkschaftsbewegung wird gut tun, ihren alten Flugblätter aus der Zeit des Krieges endlich einzuziehen, damit nicht mehr einzelne Mitglieder ihres Verbandes Unfug damit treiben können.

Leben · Wissen · Kunst

Die Gefangenen.

Stille aus Mäulern von Enrikel Bunffe.

Wittig. Das Dorflein, das in der Sonnenglut bröckelt, in die Ferne. Die grünen Fensterläden vor den niedrigen Häusern sind geschlossen. Die Sonnenstrahlen leuchten auf den roten Dächern. Das Dorf hat nur eine einzige Straße, die mit großen, graubraunen Steinen gepflastert ist; sie dehnt sich in einer langen, trübsamen Linie aus und verläuft draußen nach zwei Seiten ins grüne Feld. Links ragt über die Dächer das spitz zulaufende Turmhaus; ein wenig weiter, in der Mitte der Straße, erhebt sich ein Ding, das nachts mit einem Gelben leuchtet: die Zugbrücke des Samfels, der das Dorf in zwei Teile scheidet.

In der stillen und verlassen Straße sehe ich von weitem nur zwei Männer entgegenkommen. Sie halten sich rechts in dem schmalen Schattenstreifen an den Häusern. Sie kommen langsam, trügen Schwertes dabei, nach rechts und nach links in die Höhe wachend, als ob sie etwas suchten. Bei ihrem Vorübergehen öffnen sich einzelne Türen zur Straße und zeigen sich neugierig-lauernde einzelne Gesichter.

Als sie nur noch fünf Schritte von mir entfernt sind, scheinen sie ungeschicklich zu sein, bleiben einen Augenblick stehen, und nach einem kurzen Blick fragen mich der Ältere von den Weiden mit hoher, ein wenig wunderlich klingender Stimme:

„Wein Herr, ist hier im Dorf noch Gendarmenrie?“
 „Ja.“
 „Wo, bitte?“
 „Trotz, über der Brücke links, das gelbe, einstöckige Haus.“
 „Danke, Herr!“

Und sie gehen weiter, während ich mich mechanisch und selbstlos bestaune umher, um ihnen nachzugehen.

Ich habe kaum ihre Schritte gehört. Es hat mich lebhaft gefesselt, als ob der Ältere ein energisches, trauriges Gesicht hätte, ein schmerzvolles Gesicht mit dunklen Augen und ergauchtem Schnurrbart, und als ob auf den abgezeichneten Augen und in den großen, blauen Augen des Jüngeren ein Ausdruck großen Schmerzes und großer Verzweiflung läge. Was ich aber nicht gut gesehen habe, war dies: daß sie beide todmüde und erschöpft waren.

Sie kommen keineicht nicht mehr weiter. Ihre schlumpfen Glieder, ihre gebückten Gestalten, ihr wankender Gang zeigen von dem langen, langen Marsch, den sie zurückgelegt haben. Man fühlt, daß sie nicht weiter gehen werden, daß sie nicht weiter gehen können. Wenn es in diesem Dorfe für sie kein Stück Brot, keinen Ruheplatz gibt, werden sie umfallen. Hier ist die Grenze ihrer Kräfte.

In der Straße gehen bei ihrem Vorübergehen die Türen jählicher auf, zeigen sich immer mehr neugierige Gesichter. Kleine Gruppen bilden sich, Raue lassen sich vernehmen; schon können ihnen einzelne Reden nach. Ich selber lehne auf meinem Wege zurück und folge ihnen langsam, immer häßlicher von meiner seltsamen Empfindung ereifert.

Blinden Schrittes schreiten sie über die Holzbrücke, die in ihren Augen leuchtet. Jetzt kommen sie vor das Gendarmenriegelgebäude. Sie machen Halt, und der Ältere legt die zögernde Hand an den Glockenzug.

Einige Augenblicke vergehen; dann wird die Tür geöffnet. Mit ihren Rippen in der Hand treten sie ein.

Und während sie drinnen bei den Gendarmen sind, werden die Gruppen vor der geschlossenen Tür immer zahlreicher und geduldiger. Nach einigen Minuten ist die Hälfte der Dorfbewohner dort versammelt. Alle haben das Mittagsschläfchen oder die Arbeit unterbrochen. Frauen mit kleinen Kindern auf den Armen eilen herbei; Knaben schlüpfen wie Hunde zwischen den Beinen hindurch. Und wilderprechende Reden werden laut und vereinigen sich zu einem wilden Lärm: „Es sind Vorkriegs!“ „Es sind Landstreicher!“ „Es sind Diebe!“ „Rächer!“ „Etwas Schamlos-Feindschändel ist in Ordnung begriffen, ein horniert-boshaftes Crinchen schmeißt auf den Gefangenen; aus der gemeinsamen Seele der rauhen Menge erhebt sich der inständige Ruf gegen den Fremden, der tierische Trug, Böses zu tun an dem, der schon unglücklich ist.“

Plötzlich geht die Tür wieder auf und erscheinen die Fremden wieder, diesmal zwischen zwei Gendarmen in Uniform mit dem Gewehr über der Schulter. Ein langgedehntes Rurmeln wie der Befriedigung erhebt sich aus der zusammengedrängten Menge, ein

gemeinsames Gedränge entsteht. Alle wollen den beiden Gefangenen nahe sein.

Mit zitternden Schritten schreiten die beiden Gendarmen neben ihnen her. Aber sie halten sie weder am Stragen noch am Arm, wie sie es mit gefährlichen Hebeln machen würden; sie geben einfach mit ihnen, vollkommen sicher, daß sie ihnen nicht entweichen werden.

Während, immer lärmender und aufgeregter, sich nach rechts und links ausbreitend mit die Flügel einer kleinen Arme, folgt die Menge. Anhand laufen unter geländem Rufen und mit gewosten Sprüngen und Gebärden dem traurigen Zuge voraus, andere Vengel gesellen sich zu ihnen. Und plötzlich erhebt sich ein wildes und langgedehntes Gebälk; die rote, durch den eigenen Trieb aufgeworfene Menge verdrängt die beiden Gendarmen aus ihrem Vorankommen und ohne zu wissen, wer sie sind oder was sie verbrochen haben.

Diese stellen sich, als ob sie nichts hörten. Den müden Blick starrend geradeaus gerichtet, den Rücken gebeugt, schreiten sie schneller fort. Es scheint tatsächlich, als ob sie die wilden Rufe nicht hören und die gebärgigen, leidenschaftlichen Gebärden nicht sehen; hartnäckig bleibt ihr dumpfer Blick geradeaus gerichtet, hartnäckig schreit ihr erzwungener Gang über alles überhängenden Körper nach dem erwarteten Ziele fort. Es ist, als hätten sie sich unter diese feindselige Menge verirrt oder als wären sie in einen bedrückenden Traum versunken. Der dicke Schnurrbart des Älteren durchschneidet sein schmerzvolles Gesicht und gibt ihm einen Zug, der absolute Jüngung unter alles ausdrückt; das bloße, fleischlose Gesicht des Jüngeren verliert fast jeden Ausdruck des Lebens, als wolle es sich versteigern in ein Bild des Schmerzes und der Verzweiflung.

Sie gehen weiter und passieren die Holzbrücke, die unter ihren Tritten bröckelt. Die johlende Menge, durch die Enge der Brücke einen Augenblick zurückgehalten, strömt wieder nach vorn, überflutet auf neue den Zug, angeführt von der johlenden Bande der Gefangenen, fortwährend durch neu drängende Gruppen verdrängt. Und nun erhebt sich durch das Gebälk ein ringum mit drohender Stimme: „Es sind Diebe, auf frischer Tat ertappte Diebe, die die Gendarmen nach dem Vorjahrgang bringen!“

Darin wendet sich tatsächlich der Zug. Dort steht es, das lange, baufällige Gebäude, der „Keller“, wie die Dorfkinder es nennen, schmucklos geputzt, befeuchtet, mit grauem Ziegelbau, nebenan ein Kirchhof, ein Hundeweg vom Straßlein entfernt.

Es wird halt gemacht. Einer der Gendarmen, der Brigadier, hebt einen schweren Schlüssel in das verrostete Schloss und öffnet die plumpen Tür, die in ihren Augen leuchtet. Den Kopf beugend, verschwinden die Gendarmen unter einem letzten, noch milderen Gohngewand des Volkes in dem düsteren Kellergang.

Die Tür ist wieder geschlossen, die johlende Menge geht langsam auseinander, noch immer über das tierische Vergnügen lachend. Nur eine Bande von Geisteskranken balgt sich noch eine Weile mit ausgelassenen Sprüngen und unter freischwebenden Rufen im Sande.

Da steigt es mir wie ein Fels der Verachtung und des Abscheus in die Seele. Ich hole die wieder abgehenden Gendarmen ein, und sehr leise und sehr traurig frage ich den Brigadier, den ich kenne: „Was sind denn das für Geende und was haben sie verbrochen?“

In gleichgültigem Tone antwortet er: „Es sind zwei Arbeiter, die aus Frankreich kommen und kein Geld mehr haben. Vergebens, sagen sie, hätten sie sich überall nach Arbeit umgesehen. Niemand konnte man sie gebrauchen. Endlich, als sie keinerlei Erfindungsmittel mehr hatten und buchstäblich dem Hungerstode verfielen, hätten sie beschlossen, sich der Gendarmenrie zu stellen. Sie werden im Gefängnis verurteilt werden, und morgen wird der Bezirksrichter das Urteil sprechen, durch das sie für einige Monate im Arbeitshaus eingeschlossen werden. . . . Aber das wird ihnen nichts ausmachen. . . . solche Sorte von Menschen hat kein Ehrgefühl mehr.“

(Anerkennung Uebersetzung von G. Gärtner.)

Die deutschen Mannschafts-Kriegsarchive

ek. Nach 17 Monaten des Kampfes ist auch die Arbeit einer Einrichtung, die der besonderen Aufmerksamkeit aller Volksgenossen wert ist, zu einem Umfang gediehen, der einen unermesslichen Heberblick gestattet. Es ist die Tätigkeit der deutschen Mannschafts-

Kriegsarchive, deren Wert sich nach in späterer Zeit merkwürdig weiten wird. Heber Art und Ziele dieser Archive, die — getrennt von den offiziellen Archiven der Kriegsministerien — im Herbst 1914 fast gleichzeitig und dabei unabhängig voneinander in allen Teilen des Reiches entstanden, wird in einem Artikel von Friedrich Kollat im neuesten Heft des Grenzboten genauer Auskunft gegeben. Die Archive entstanden insgesamt aus freien Willens, als großzügige Einrichtung eines Armeekorps, als Sammelstelle der Heberlieferungen eines Regiments, als selbständige Einrichtung von Kompanien. Die Erwägungen, die den Ausgangspunkt zur Gründung all dieser Mannschafts-Kriegsarchive gaben, werden folgendermaßen charakterisiert: „Auf gar nicht absehbare Zeit hat die überwiegende Teil von den Männern unseres Landes als Mannschafts-Kriegsarchive. Das Fronteigentum hat mit einemmal die sonst gewohnten Einbrüche verdrängt. In dem neuen Beruf mit seinen verhältnismäßig zahlreichen, aber unermesslichen Anforderungen sind sie bald Spezialisten geworden und vermochten hundertmal auszubilden, als das in den langen Kriegsjahren die Heberlieferung, Erfundene und für diesen Krieg bereitgestellte mit noch weiter Geltung haben soll oder zu ändern sei. Diese Erfahrungen sind andere als die des Offiziers — optisch sicher beschaffen, in ihren Gegenständen an Zahl und Breite geringer: sie schrumpfen im Gefecht häufig sogar in ein paar Meter links und rechts von Mann und in einen kleinen Streifen neben dem Feind zusammen. Damit ist aber über die Stärke dieses ausnahmsartigen Erlebens gar nichts entschieden, und nur auf sie kommt es an. Erst man also daran, die Lehren dieses Krieges festzusetzen und die Fronteigenschaften zu sammeln, dann genügt es keineswegs, das Fronteigentum als alleinigen Ausgangspunkt zu wählen. Wir müssen vielmehr der Tatsache in weitem Maße Rechnung tragen, daß die Arbeitsleistung, seitdem im Meer eine tiefgreifende Arbeitsleistung hat, zu einem unermesslichen Teil außerhalb der unmittelbaren Fronteigenschaften steht, als rein's Mannschafts-Eigentum. Will man von diesem die Einzelheit, das in ihm typische Maß tatsächlich beweisen als Grundlage für das spätere Geschehen, so muß man den Mann, so freiheitlich wie nur möglich und unter den günstigsten Bedingungen, zur Ausführung bringen. Man wird darum planmäßige Ermittlungen nicht bis zum Kriegsende hinauschieben, sondern sie, solange die Masse der Archive erreichbar ist, vorzunehmen, in ruhiger Umgebung, wenn der Mann bereits Abstand zu dem Gefecht genommen und sich von den Strapazen der Kampferlebnisse übermäßig weiß. Nicht etwa in der Nähe der Front oder in Lazaretten wird man den günstigsten Ort erblicken, sondern in jenen Kompanien der Stammbatallion, durch die der Strom der auf der Rückseite zur Front oder in der Entlastung befindlichen Kräfte ununterbrochen hindurchfließt.“

Die Einrichtung dieser Archive tritt in der Schulbung der Mannschafts-Archive eines bestimmten Regiments klar hervor. Jeder aus dem Felde oder Lazarett Anlangende, heißt es da, hat sich auf dem Archiv zu melden. Dort erfolgt eine sorgfältige aber eingehende Unterhaltung, die dem Manne die Jungs lösen ist und dem Archivar bald sagt, was er von jenem erwarten kann: ob er zur Abchrift Tagedeute, strenggeheißte, ausführlichere Kampferlebnisse zur Verfügung zu stellen hat oder über welches besondere Erlebnis er Bericht zu erstatten vermag. Grundätzlich wird angefragt, daß sogar der völlig Schreibungsunfähige sich mit der Niederschrift seiner Erlebnisse vertritt. Eine Weigerung erfolgt fast nie. So liefern die Mannschafts-Kriegsarchive ebenso menschlich interessante wie militärisch wertvolle Aufschlüsse über Kampferlebnisse, gleichzeitig fördern sie die Kenntnis des Seelenlebens unserer Soldaten. Zur Sammlung des kriegstechnisch Wissenswertes dienen sorgfältig aufgestellte Fragebogen. „Der Fragebogen eines Infanterieregiments — in Staffeln — umschließt mit 40 Einzelfragen folgende Gebiete: das offene Gefecht im Bewegungskrieg, das Gefecht im Stellungskrieg, die Feuerfähigkeit, die Ausrüstung, die Verpflegung, die friedenmäßige Ausbildung, den Sanitätsdienst, das Seelische und den Feind. Ein solcher Fragebogen wird jedem Mann, der genügend lange Fronteigenschaften besitzt, zur Beantwortung während des Urlaubs mitgegeben und bei der Rückgabe vom Archivar gemeinsam mit dem Beantworter durchgesehen, um nicht genaue Angaben fest zu bestimmen. Angebräutes zu erweitern und Vorgefenes, das sich in Gespräch einstellt, nachzutragen.“

Humor und Satire.

Wäbner. „Der Angeklagte hat's mit vier Frauen gehalten. So weit darf man die Bundesbrüderlichkeit für die Türkei drum doch nicht treiben!“

noch Joseph Haydn's G-Roll-Quartett aus dem Jahre 1787 folgt P. B.

Die Volks-Sing-Akademie bot mit ihrer 27. Veranstaltung am Sonntag nachmittag im Vereinshaus ihren Mitgliedern ein reiches gemischtes Programm. Unter Dresdner, weit über Sachsen's Grenzen hinaus rühmlich bekannter Cellomeister Prof. Georg Wille bot mit seinem wundervoll großen und zugleich weichen und schlackelosen Ton erst eine stundenlange Sonate Johann Seb. Bach's und dann außer einem ausgeübten bearbeiteten Schubert-Stückchen zwei Sätze aus einem Cellosonnet von Joseph Haydn, zu dem Dr. Arur Chis die Begleitung ausübte mit seinem feinsinnigen Cembaloton (der wohl außer der gespannt-ausdrückenden Anschlagart von dem häufigen Gebrauch des Verschiebungspedals herrührt). Dr. Chisber im Dresdner Musikleben grade für Ausübung von Cembalostimmen bei älterer Musik eine außerordentlich wertvolle Kraft ist, begleitete auch die Lieder — die Robert Franz'schen allerdings ein wenig zu trocken —, die die Hofopernsängerin Hlzel von Schuch sang. Die Mozart-Lieder mit ihrer entzückenden Feinheit waren eine Lust anzuhören; die Kofotowelle in ihrer Verkürzung durch den deutschen Genus tauchte da vor uns auf. Auch die vier Lieder von Robert Franz werden auf das musikfreundliche Publikum neben der letzte Vortrag von Dr. Chis über die Entwicklung der Kunstlieds noch wohl in Erinnerung sein dürfte, einen großen Eindruck gemacht haben. Allerdings war die Programmzusammensetzung insofern nicht ganz glücklich, als vorher einige Lust-Humorreden von Herrn Frig Hängelich charakteristisch vorgetragen, ein ausgelassenes lustige Stimmung erzeugten. Im ersten Teil fanden sich unter den Regitationen Goethe's Prometheus und Silencron's Cincinatus, die allerdings nur von untern größten Sprechkünstlern, die zugleich hervorragende Persönlichkeit sein müssen, gang beiläufig werden können. Als Pianist trat Prof. Hermann Scholz auf, dessen Chopin-Stück sich so ganz von dem unlerer Modernen unterscheidet. Rein besonderes Verlangen auf musikalische Klangreize und ausfallend gehandhabte Tempoveränderungen finden wir bei ihm, sondern ein klarer Glieder, einen männlichen, aber doch modulationsvolles Anschlag und ein überlegenes Maßhalten im Ausdruck. Eine besonders tiefangelegte Stellung war die Schumann-Romane, und ein selbstkomponierter freudlicher Rindler hatte so viel Beifall, daß der 71-jährige Klaviermeister trotz den anstrengenden Nummern des Abends — u. a. die As-Dur-Ballade und das D-Roll-Scherzo Chopins — noch zugeben mußte.

Dresdner Kalender.

Theater am 18. Januar: Opernhaus: Salome (8. — Schauspielschau: Jedermann (8.). — Alberttheater: Wo die Schwalben nisten (8.). — Kellnertheater: Wenn zwei der Zeit machen (8.). — Centraltheater: Jung muß man sein (8.).

Dresdner Konzerte.

Am Sonnabend konnte der Palmengartenaal die vielen Zuhörer kaum fassen, die das Konzert zum Festen im Felde erblinderer Kräfte besuchen wollten. Das von sieben namhaften Dresdner Musikern ausgeführt wurde. Die Sensation des Abends war ohne Frage wieder die ehrwürdige Dreifach Marie Wied, die — selbst fast blind — für den guten Zweck trotz ihres 84 Jahren noch einmal an die breite Öffentlichkeit trat, nachdem ihr letztes Auftreten in einem der Konzerte des Philharmonischen Orchesters so prächtig abgelaufen war. Auch vorgelesen hatte sie auf vielfachen Wunsch als Hauptnummer des Abends die einfach-schönen Variationen op. 48 für zwei Klaviere von ihrem Schwager Robert Schumann gewählt, die sie mit unserem Kammervirtuosen Professor Hermann Scholz gelangend und künftige in Ton vorzutrag. Gewisse Unschicklichkeiten sind natürlich in dem hohen Alter der Konzertgeberin selbstverständlich und konnten auch bei den kleineren Stücken Robert Schumann's die Verwunderung über die technische und geistige Seite ihres Spiels kaum beeinträchtigen; langer starker Beifall wurde mit einigen Zugaben belohnt, deren letzte — liebenswürdig-humorvoll ausgeführt — „Walds genug“ aus den Kinderjahren bildete. Prof. Scholz, dessen meisterliches Kammermusikspiel wir im Tonkünstlerverein sehr zahlreiche Male hoch anerkennen hatten, spielte zum Eingang des Konzerts mit Alfred Bellegrini die Brahms'sche A-Dur-Violinsonate, deren liebliche abgeklärte Schönheiten freilich zu dem Schwierigsten für Solokünstler gehören. Weitere instrumentelle Darbietungen waren Fel. Eva Hagens Gartenkonzerte, die spontanen Beifall fanden (besonders die musikalisch wertvolle Zugabe . . .). Musikalisch von großem Interesse waren Lieder des in Dresden lebenden nordischen Komponisten Professor Gerhard Schjelderup, der in Christiania diese Weisheiten bei Aufführung zweier seiner Bühnenwerke sehr gefeiert wurde. In Dresden werden die Aufführungen seines indischen Legendenspiels Die Opferfeuer (der wertvolle Text ist von Karl Wellerup) und der Frühlingsnacht (Text wie derjenige zu fast sämtlichen Bühnenwerken vom Komponisten selbst) noch in vieler Erinnerung sein. Inzwischen sind mehrere neue und vielversprechende Werke des fruchtbarsten Komponisten erschienen, von denen Jenest von Sonne und Mond mit seiner eigenartigen Phantasie und Klangwelt wohl verdient, einer weiteren Öffentlichkeit bekannt zu werden. Ein Wiegenlied aus diesem Werke zeigt vortrefflich — von Frau Elsa Schjelderup mit ihrem süßen, wohlgenährten Stimmritze gesungen — eine stimmungsvolle Wirklichkeit. Die seltsame und wie mir schien in ihrer Knivität und ursprünglichen Charakteristik wertvollste Gabe war der Gesang Sundaris mit Partendbegleitung: ein rhapsodisches Singen in die Einklangheit hinaus voll schweremittiger Volksähnlichkeit, wie sie nordischen Dichtern eigen sein soll, die künstlerisch-bewußt wiedergeben die ästhetischen Intonationschwierigkeiten-bieten werden als das vorliegende Kunststück. Eine großangelegte Schöpfung ist die Vertonung der Ballade von

Ferd. Menardus Der Seelchenbaum durch Schjelderup, der den bald unheimlichen, halb heulenden Inhalt mit tonmalender Gemwandtheit wiederzugeben sucht. Es würde wohlwollend einen volleren Eindruck ergeben, wenn die Klavierbegleitung (Kapellmeister Wäbner führte sie aus) durch die beabsichtigte weit farbiger und ausdrucksvollere Orchesterbegleitung ersetzt würde. Frau Schjelderup, deren schönem Organ ein häufigeres Singen zu wünschen wäre (denn: erst ich, dann roßt ich —), bot im ersten Teile Gesänge von Brahms und Rich. Strauß.

Der Volksmännerchor brachte am Sonnabend ein den Kreis Mozart-Haydn berührendes Programm zur Ausführung, das durch die Mitwirkung des Striegler-Quartetts von besonderem Anreiz war. Die unter Otto Reubert's Leitung dargebotenen Chorgesänge stellten wieder an die Gehörten noch empfindlicher schwierige Anforderungen; es fand sich aber trotzdem Gelegenheit, den gegenwärtigen Stand der Gesangsfrage im Volksmännerchor feststellen zu können. Der von sauberer Aussprache getragene Chorklang war in Anbetracht der Anzahl der Singenden vollständig und nicht ohne wohlthuende Wärme. Verebelung der Tongebung scheint man allseitig anzustreben. Dem verständigenweise natürlich gehaltenen Vortrag wäre freilich lebendigere Färbung zu wünschen gewesen.

Die vorgelegten Chorgesänge Mozarts, Michael und Joseph Haydn's hatten von fremder Hand eine teils teigliche, teils musikalische Neuaufassung erfahren. Es sei dahingestellt, ob solche Bearbeitungen im allgemeinen zu preisen sind; die wahrhaft ungeheure Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der Männerchorkomposition läßt es kaum als zwingend erscheinen, derartige Ausarbeitungen zu machen, die von der Größe der betreffenden Kompositionen nur ein bages Bild geben können. Das im Programm als Trink-Roman angeführte kleine Musikstück Mozarts zu dem unruhigen Lied O du eiserharter Martin (auch Peter!) gehört zu den sogenannten Gesellschafts-Romanen: alle nacheinander eintretenden Stimmen stellen im Einklang, Witzige (und natürlich kenntnisreiche) Musiker bedienen sich gern der Romanform zu epigrammatisch gehaltenen Witzleistungen an Nachbarn. Dem ursprünglichen Texte des vorliegenden, am 2. September 1788 geschriebenen Romanen nach zu urteilen, macht Mozart keine Umstände mit dem Adressaten. Zum Ergötzen nicht allzu zarter Gemüter wage ich die Worte (soweit angängig) herzusetzen: O du eiserharter Martin, o du martinischer Feil, du bist so faul als ein Gaul, der weder Kopf noch Hagen hat. Mit dir ist gar nichts anzufangen, ich seh dich noch am Galgen hängen. Du dumme Baul, halt du das Maul. Ich — dir auf's Maul, so hoff ich, wirst du erwaschen. O lieber Martin, ich bitte dich recht sehr, o — mich doch geschwind im —. Der apokryphische Mozart hatte halt auch recht derbe Seiten . . .

Von den Herren Striegler, Reiner, Spigner und Schilling hörte ich eines der erquicklichsten Streichquartette, das in B-Dur (Mozart's Verzeichnis 589) von Mozart, das mit zu Herzen gehender Musikfreudigkeit vorgetragen wurde und dem später

Milita
schließl
einer Woche
den Verrgen
mit mangel
unter folge
und 50000
noch das Si
Risiko
Augenblick
beständris
über der M
Lederer Mi
Zohn, weil
um dort die
Befriedigung
Augenblicke
vollständig
festzustellen.
Ligne die
ich daselbe
Ereignis
Abgeordnet
eriten Male
Regierung b
genossen, so
begnener er
starke Anleie
und Strafen
Schuß Bulga
Vor lo
offizielle „St
Milita bei
bündeln un
Jaren, bewo
in der monte
erleidet dab
wie im So
Stellungsfel
das Jahr d
Schluß des
selbstjährl
Abria. Jäh
Stellungen an
großen Jaren
bante. Ser
als Ausfall
hat die Schil
der Zentralm
horiza Richte
Rückern deut
die wahre